



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

10. Der Große Plan von 1543

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

10. Der große Plan von 1543

Das Bild eines Lebens vereinfacht sich für den Historiker ähnlich und doch in etwas anderer Weise, als für die eigene Erinnerung. In beiden Fällen verschwinden die nichtigen Stunden und Tage hinter den entscheidenden Erlebnissen. Aber ihr Hervortreten und ihr Zusammenhang bestimmt sich für die persönliche Erinnerung nach den eigenen sehr bedingten Werten, für den Historiker nach ihrer allgemeineren Bedeutung. Eine in ihrem Reichtum innerlich aufgenommene Überlieferung als ungewollter Niederschlag vergangener Wirklichkeiten, nicht willkürliche Stilisierung, ordnet die zahllosen Einzelzüge des Geschehens zu zusammenhängenden Linien, die in einem politisch bedeutsamen Leben mit den Jahren zumeist an Ausdruckskraft gewinnen, steiler und fester werden und sich zu Bildern formen.

Bei Karl V fanden wir bis tief in die zwanziger Jahre hinein weiche und fast ausdruckslose Züge entsprechend der halb natürlichen, halb anezogenen Gehaltenheit seines Wesens. Mit zunehmenden Jahren zeigte die Folge seiner Äußerungen und Handlungen ihren eigenen kräftigeren Kontur — wie ein gereifteres Antlitz uns unmittelbarer die innere Gestalt zu verraten scheint —, vielleicht ohne Lockung, doch fesselnd in ihrer greifbaren Besonderheit. Denn wiederum, nicht die Neigung oder Wahlverwandtschaft, sondern die vollkommenste Hingabe an die überlieferte Wirklichkeit macht den Wert eines historischen Porträts aus. Es beruht auf der Arbeit von Generationen, die sich achten. In dieser planvollen Darbietung unseres Materials und in der gewissenhaften Einfühlung in seine Eigenart, nicht in Wertungen und Umwertungen, liegt der wissenschaftliche Charakter unserer Arbeit und aller Fortschritt der Erkenntnis menschlicher Dinge.

Die Überlieferung ist, wie wir oft bemerkt haben, bei Karl V von einer für den Biographen erdrückenden Überfülle. Wir erfassen in ihr die Einflüsse auf seine Jugend und auf seine Mannesjahre, das Hervortreten des Eigenen, die Hemmungen und Stufen seiner Willensbildung, oft Schriftstück für Schriftstück, nicht von außen gesehen, sondern aus der Werkstatt seiner politischen Arbeit

selbst. Diese Gunst der Überlieferung nimmt von Jahr zu Jahr zu, nicht nur, weil er selbst seit 1540 für die archivalische Aufbewahrung seines Nachlasses durch Cobos als Burghauptmann in Simancas, dem noch heute bestehenden Reichsarchiv, gesorgt hat, sondern weil seine Regierung immer persönlicher und damit seine eigenen Aufzeichnungen für uns immer wichtiger werden sollten. Schließlich hat er selbst die letzten Schleier von dem Bilde seiner Seele gehoben durch die intimsten Anweisungen an seinen einzigen Sohn und Erben, die in ihrer ganz auf Gottes Willen abgestimmten und unbewußt doch wieder sehr persönlichen Haltung selbst zu Bekenntnissen geworden sind.

Seine Kräfte, so schwer ihn zunehmend auch die Gicht plagte, schienen durch die Mißerfolge der letzten Jahre nur gestrafft. Nicht im Sinne eines modernen Persönlichkeitsgefühles, sondern immer in der Gebundenheit seiner religiösen Weltanschauung. Im Rückblick auf Algier schrieb er Granvelle am 28. Dezember 1541 und bald danach ebenso seinem Bruder, „man muß Gott danken für alles und von der göttlichen Güte erhoffen, daß sie uns größeres Glück beschert nach diesem Mißgeschick“. Man könne sagen, fuhr er fort, „er hätte sich in Regensburg verzögert, allein er habe nachträglich gesehen, daß man wegen des Wetters gut noch einen Monat länger hätte warten dürfen, was freilich niemand vorher ahnen konnte. Es kommt eben nicht darauf an, morgens früh aufzustehen, sondern zur rechten Stunde aufzustehen, diese aber steht immer bei Gott“.

Als junger Vierziger gelangte Karl zur Vollendung seiner politischen Persönlichkeit und bei aller, niemals überwundenen Langsamkeit seiner Entschlüsse zu einer doch erstaunlichen Folgerichtigkeit des Handelns. Er werde zwei Jahre brauchen, kündigte er seiner Schwester Marie in jener Instruktion für de Praet vom 6. August 1541 an, bis er alles geordnet habe und zur Durchführung der geldrischen Sache in die Niederlande zurückkehren könne. Er sollte die Frist fast bis auf den Monat genau innehalten. Auf einem eigenhändig beschriebenen Zettel mit Zeichnungen von Geschützkalibern gab er der Königin Auftrag zum Guß von 24 großen Kanonen und 16 kleinen Feldgeschützen mit Angabe der Gewichte und der Munition. Sie sollten einstweilen in Mecheln bleiben zur Ergänzung der in Augsburg bereits hergestellten 48 großen und 36 kleinen Stücke. Er empfahl ihr bis dahin die höchste Wachsamkeit, und wir sehen die Königin alsbald die Grenzen und ihre festen Plätze besichtigen, die Statthalterschaften neu ordnen und nach Anweisung ihres Bruders die diplomatische Isolierung des Herzogs von Cleve bei den rheinischen Fürsten und bei Hessen weiter betreiben.

Kriegerische Stimmungen zum wohlvorbereiteten Angriff setzten sich also schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1541 beim Kaiser endgültig durch. Offen blieb nur, auf welchen Schauplätzen sie sich weiter auswirken würden und unter welchen Umständen.

Denn so pflegen sich die menschlichen Dinge zu vollziehen, daß unsere Pläne gezügelt oder getrieben werden von den unberechenbaren Wendungen des Tages, auf die gefaßt zu sein die schwerste Aufgabe aller Politik bleibt. Karl sollte sich inmitten aller alten Schwierigkeiten von unerwarteten Nöten bedrängt und von überraschenden Einsichten vorwärts getrieben sehen und doch im wesentlichen die einmal eingeschlagene Richtung seiner Politik behaupten.

Spanien und die kaiserlichen Finanzen

Der Kaiser hatte schon in den Niederlanden, erst recht während des ganzen Sommers 1541 in Regensburg, zur Rückkehr nach Spanien gedrängt wegen seiner Finanzen. Den Zug nach Algier schob er damals ein, weil er doch nur mit gerüsteten Schiffen über das Mittelmeer glauben zu können; daneben um den spanischen Königreichen seinen guten Willen zu beweisen, ihre Küstenbevölkerung zu schützen. Die Kosten waren, wie wir gehört haben, Neapel und Sizilien aufgebürdet. Denn gerade in der letzten Zeit stand es besonders schlecht um seine Finanzen.

Eingestandenermaßen ist er wiederholt dem Türkenkriege in Ungarn ausgewichen, weil ihm die Mittel fehlten. Er könne nicht einmal seinen Hof mehr bezahlen, schrieb er der Königin Marie im letzten Jahre. Obwohl die blühenden Niederlande für das reichste Fürstentum der damaligen Welt galten, waren sie doch durch die unausgesehten Kriege seit vielen Jahren fast erschöpft. Die Kosten für die Kämpfe mit Geldern, um Friesland und Utrecht, die französischen Kriege in Luxemburg, Hennegau und Artois wurden immer wieder den Ständen auferlegt. Welche Schwierigkeiten das machte, hat uns der Genter Aufstand gezeigt; die Königin Marie erlebte sie genau so wie ihre Vorgängerin Margarete. Außerdem belasteten die fürstliche Landesverwaltung und der kaiserliche Hof die Niederlande mit erklecklichen Summen. Von Deutschland bezog der Kaiser seit Beginn seiner Regierung in Wahrheit so gut wie nichts. Von der Romhilfe hatte er keinen Gebrauch gemacht, sie vielmehr für die Türkenabwehr zur Verfügung gestellt. Die österreichischen Erblande

hatten mit sich selbst genug zu tun. So wurden auch die Kosten für die Reichspolitik, alte Schulden, Gesandtschaften, Pensionen, wie diejenige des Pfalzgrafen in Höhe von mindestens 5000 Goldgulden jährlich, sogar der Vizekanzler Navas von den Niederlanden aus bezahlt.

Dagegen brachten Neapel und Sizilien aus den Getreideabgaben, das Herzogtum Mailand aus dem Salzmonopol nicht unbedeutende Mittel auf, abgesehen von Sonderbewilligungen und Belastungen. Aber alle diese Einkünfte gingen dahin für die Verwaltung und gewisse Renten, vollends für die Durchführung der langwierigen Kriege, die ohnehin am Wohlstand dieser Länder zehrten.

Einzig Spanien war seit den Wirren der Comuneros und dem kurzen Kriege um Navarra von schweren Nöten verschont geblieben. Dafür waren umgekehrt die Einnahmen der Krone hier trotz aller Verschleuderung von Kronsgütern doch ungewöhnlich hoch. Sie bestanden in Castilien aus der direkten Steuer und dem periodischen Servicio, den Einnahmen der drei großen Ritterorden und den Bewilligungen der Kurie vom Kirchenvermögen, sowie der Cruzada, also Ablafgeldern. Dazu traten, jetzt spürbar ansteigend, die Einnahmen aus den Neuen Indien. Aus Aragon bezog der König vornehmlich das Servicio.

In Castilien war die direkte Steuer der Alcabala ursprünglich eine Umsatzsteuer von 10% gewesen, dann aber durch die Umlegung ihres Normalertrages auf die Gemeinden unter dem Namen des Encabezamiento zu einer von den politischen Verbänden selbst erhobenen Personalsteuer geworden.

Die Listen der rund 140 Einheiten, Gemeinden, einzelner Herrschaften und Bistümer gestatten für bestimmte Jahre lehrreiche Vergleiche, wobei etwa in der Gesamtsumme von 284 Millionen Maravedi der letzten Zeit Isabellas die Stadt Sevilla allein mit mehr als 30 Millionen, also mit mehr als einem Zehntel, beteiligt erscheint, Burgos, Valladolid, das Marquesat von Villena mit je 5 Millionen, die Handelsstadt Medina del Campo, Cuenca und das Bistum Salamanca je mit 7 bis 8 Millionen, Santiago und Toledo mit 10, Cordoba mit 11, Xeres de la Frontera mit 12, Madrid freilich nur mit 2 Millionen. Seit Beginn der Regierung Karls V war das Encabezamiento, das außer der alten Alcabala noch die Tercias der geistlichen Zehnten enthielt, von 300 Millionen auf 310 bis 325 Millionen gestiegen, also leidlich stetig geblieben; besonders, wenn man die langsame Geldentwertung beachtet. Die Millionen oder Cuentos Maravedi lassen sich verhältnismäßig leicht in Goldwerte und Kaufkraft umrechnen, insofern 150 Cuentos 400000 Dukaten, 300 Cuentos also 800000 Dukaten oder rund 10 Millionen Goldmark bedeuteten,

bei Annahme einer durchschnittlich auch nur fünffachen Kaufkraft etwa 50 Millionen unserer Währung.

Die Königreiche von Aragon kannten diese Steuer nicht, trugen aber dafür die Kosten der gesamten Landesverwaltung selbst. Dagegen wurde in Aragon wie in Castilien das periodische Servicio meist auf drei Jahre von den Cortes bewilligt. Bis zum Jahre 1526 belief es sich, nach Jahresraten, in Castilien zumeist auf 50 Cuentos, dann auf 100, von 1539 an sogar auf 200 Cuentos; in Aragon nebst Valencia und Cataluña unverändert auf rund 66 Cuentos, anfangs also relativ sehr viel. Dazu traten die hohen Einkünfte der drei Ritterorden von Santiago, Alcantara und Calatrava mit 40 bis 66, durchschnittlich etwa 50 Cuentos. Das ordentliche und außerordentliche Servicio nebst den Maestrazgos brachte noch in den dreißiger Jahren aus ganz Spanien wiederum 30 Cuentos, also annähernd dieselbe Summe wie die laufende Steuer des Encabezamiento in Castilien.

Viel umstritten sind früher die Einnahmen aus den Neuen Indien. Sie wechselten anfangs begreiflicherweise gewaltig. Nach den Rechnungsbüchern der Casa de Contratacion in Sevilla schwankten sie in der Frühzeit von Karls Regierung um 20 Cuentos, in den späteren dreißiger Jahren überstiegen sie die 100, seit 1550 sogar die 500. Im Durchschnitt der dreißiger und vierziger Jahre berechne ich rund 90 Cuentos, also immerhin 240000 Dukaten oder wiederum erheblich mehr als 15 Millionen unserer Währung.

Zu diesen bedeutenden Einnahmen gesellte sich ein weiterer Posten von beträchtlicher Höhe in den Einkünften aus dem Kirchenvermögen auf Grund besonderer Bewilligungen der Kurie; obwohl schwankend, überstiegen sie doch meist weit die 100 Cuentos. Endlich die Erträge der kleinen Außenzölle und die ziemlich zahlreichen aus der arabischen Zeit übernommenen Sondereinnahmen, wie der Seidenzoll von Granada und andere Abgaben, zum Beispiel aus der Landschaft der Alpujarras südlich der Sierra Nevada, Abgaben von Inseln und Häfen, insgesamt rund 150 Cuentos — also, die Kirchengüter eingeschlossen, weitere 400000 Dukaten oder 25 Millionen Goldmark.

Die Gesamtsumme ergibt durchschnittlich etwa $2\frac{1}{4}$ Millionen Dukaten an regelmäßigen Einnahmen. Dazu waren aber ein paarmal sehr erhebliche außergewöhnliche Einnahmen getreten, wie 1525 die portugiesische Mitgift in Höhe von (umgerechnet) 370 Cuentos oder rund 1 Million Dukaten, sowie das Abkommen mit dem Könige von Portugal über die Molukken mit 350000 Dukaten, das Lösegeld der französischen Prinzen sogar mit erheblich mehr als 1 Million Dukaten.

Der Höhe dieser Einnahmen und der Sauberkeit ihrer Buchführung entsprachen nun aber keineswegs die Gesichtspunkte der Finanzpolitik. Daß Cobos als Generalschatzmeister die Schuld nicht treffe, hat Karl selbst später behauptet. Der Vergleich mit Gattinara entlastet ihn nicht ganz.

Wie oft hatte Gattinara gemahnt, wenigstens die laufenden Einnahmen und Ausgaben in Ausgleich zu bringen! Aber gerade die unverhofft großen außerordentlichen Einnahmen der späteren zwanziger Jahre enthielten die Versuchung zu noch größeren Ausgaben, wie sie die Kriege dieser Jahre förmlich rückweise erforderten. Einen vorweg gesicherten Kriegsschatz gab es nur ganz ausnahmsweise. Die infolgedessen unentbehrliche Hilfe der Banken aber kostete nicht nur hohe Zinsen, sondern fortwährend Verpfändungen wichtiger Einnahmequellen selbst und damit eine unausgesetzte Verminderung der Substanz. Denn die Schulden wurden nicht aufgenommen für produktive Zwecke und damit für Verbesserung des Staatsvermögens, sondern durchweg nur für den laufenden Verbrauch. Dieses Geld aber setzte sich noch dazu größtenteils nicht im Lande um, sondern außerhalb Spaniens. Darin lag trotz des wachsenden Goldstromes aus Amerika doch einer der Hauptgründe für die Verblutung Spaniens im Laufe seines glorreichen 16. Jahrhunderts.

Jedenfalls war die Abdeckung der Schulden auch unter Karl V das dringendste Problem einer Reichsfinanzreform; daneben wie immer die gerechte Verteilung der Steuerlast. Zu beidem nahm man im Jahre 1538 für Castilien einen ernstlichen Anlauf. Der Versuch zeigt uns zugleich die eigentlichen Mängel des ganzen Systems.

Der Kaiser berief damals zum 15. Oktober nicht nur wie herkömmlich die Procuratoren der Städte, sondern wie in Aragon auch den Adel und die Geistlichkeit. Den Delegierten wurde dargelegt, daß sich die ordentlichen Einnahmen (wohl aus den Steuern) auf 1074000 Dukaten beliefen, die aber durch Renten und Verpfändungen zu erheblich mehr als der Hälfte vorbelastet seien. Dazu komme eine schwebende Schuld von mehr als 1 Million, die man durch außerordentliche Mittel abzudecken beabsichtige. Die königliche Regierung machte dafür den Vorschlag einer neuen, auf alle Stände zu verteilenden Verbrauchsabgabe, der Sisa, was zum ursprünglichen Sinn der Alcabala zurückgeführt hätte und einen bedeutend höheren Steuerertrag als bisher zu versprechen schien. An sich war die Idee nicht so unerhört, zumal auch sonst Umsatz- oder Verbrauchssteuern bei den Steuereinheiten längst zur Aufbringung des Servicio und stellenweise sogar des Encabezamiento verwandt wurden. Aber der Adel fühlte sich in seinen Privilegien verletzt, und nach seinem Vor-

gange lehnten auch die Städte die von der Regierung ja zugestandenermaßen beabsichtigte Erhöhung der Gesamtsteuer gänzlich ab. Ein Nebenvorschlag des Herzogs von Bejar, der die Verhältnisse aus seiner Tätigkeit im Finanzrat kannte, lief doch nur auf Herabsetzung des Zinsfußes und einige neue Zölle hinaus, nicht auf Annahme der Cisa in irgendeiner Form. Auch ein gewisses Entgegenkommen der Geistlichen förderte in der Hauptsache nicht. Man verhandelte bis zum Frühjahr 1539. Da jedoch der Kaiser nicht durchzugreifen wagte, scheiterte der ganze Plan.

Denn auch mit einem zweiten Vorschlag, in Castilien, so wie in Aragon, die Kosten der Landesverwaltung, des Hofes, der Gerichte und Verwaltung, der Landesbefestigungen und Garnisonen vorweg auf die Cortes abzuwälzen — worin man mit Unrecht ein Zugeständnis an ihre Selbstverwaltung gesehen hat —, dafür aber das ganze Servicio und alle außerordentlichen Einnahmen zur Schuldendeckung zu verwenden, kam man ebensowenig zum Ziele.

Die Bilanzen, die der Kaiser in den nächsten Jahren aufstellte, waren dementsprechend wahrhaft erschütternd. Er handelte wie ein allzu großartiger Hausvater, der, statt von dem Verfügbaren auszugehen, zunächst die wünschenswerten Ausgaben und dann erst die Mittel zu ihrer Deckung zusammenstellt. Aber im Staatsleben pflegt man es meistens so zu halten.

Mustern wir die nicht immer ganz durchsichtigen Ausgaben von über 2 Millionen Dukaten etwa des Jahres 1543 in großen Zügen, so scheinen mir jetzt doch nur 10% auf die Hofstaaten des Kaisers, der alten Königin und der Infanten zu kommen, weitere 10% auf Restzahlungen für das Vorjahr. Dann aber rechne ich 10% auf die Flotte, also diejenige Dorias und die spanischen Galeeren, 20% für den Grenz- und Küstenschutz, auch gegen Afrika. Der ganze Rest, die Hälfte aller Staatsausgaben, entfällt vollends auf Rüstungen oder Wechsel zur Verfügung des Kaisers, offenbar ebenfalls wesentlich für Kriegszwecke.

Das wäre ein Ausgabenetat, der auch sonst in Zeiten erhöhter Kriegsgefahr seinesgleichen finden dürfte. Das Befremdende oder geradezu Erschütternde liegt jedoch in der Dürftigkeit der Deckungsmittel. Da erscheinen zwar noch die 150000 Dukaten regulärer Staatseinkünfte aus den *rentas reales*; aber schon die Einkünfte der *Maestrazgos*, also der Großmeisterschaften, nur noch als Pachtsumme der *Jugger* in Höhe von 50000 Dukaten. 150000 sind aus den Einkünften des nächsten Jahres einfach vorweggenommen, ja, 120000 sogar von denjenigen des übernächsten Jahres durch entsprechende Belastungen. Mit sehr hohen Posten sind die kirchlichen Einkünfte aus der *Cruzada* und den

medios frutos der Geistlichen angelegt, fast 350 000 Dukaten. Vollends vage ist die Schätzung der Einnahmen aus den Neuen Indien. Alles in allem aber kommt der Etat mit Vorwegnahmen und Verkäufen notdürftig auf zwei Drittel der Ausgaben. So ist es wirklich fast verzweifelt, wenn der Kaiser auf seinem Notizzettel „hofft“, auch noch das letzte Drittel durch Wechsel und Verkauf von Juros oder Rentenbriefen nach Möglichkeit zu decken.

Gewiß handelte es sich für den Kaiser um ein ungeheures Reichsgefüge, und es war schon etwas Außerordentliches, daß er sich wenigstens über den entscheidenden spanischen Teil des Gesamthaushalts durch persönliche Aufzeichnungen Rechenschaft zu geben versuchte. Daß die kleinen deutschen Territorialfürsten, wenigstens der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, etwa in Sachsen und Hessen, ihn darin übertrafen, ist kein Wunder, wenn man den unendlichen Abstand der Größenordnungen und des Gesichtskreises in Rechnung setzt. Das für uns Entscheidende ist aber nicht so sehr die moralisch-landesväterliche Seite der Finanzverwaltung, als ihre absolute Unzulänglichkeit. Bei der gläubig zuversichtlichen Gesamteinstellung des Kaisers wäre es irrig, das maßgebende Moment für die ungeheure Unrast seiner Politik in dem Druck der Finanzsorgen zu suchen. Sie aber zu übersehen, wäre noch weniger richtig. Schon ihr Reflex lähmte allenthalben die Tätigkeit der Organe des Kaisers, in erster Linie seiner Feldherrn, Statthalter und Regenten; am meisten die unermüdliche Tätigkeit der Königin Marie.

Gerade in den Niederlanden sollten sich bald wieder alle Sorgen dieses Reiches sammendrängen; richtig zu beurteilen freilich erst im Zusammenhang der nun immer weiter ausgespannten Reichs- und Kirchenpolitik des Kaisers.

Kaiser, Papst, Frankreich und die Türken

In Deutschland war der Reichsvizekanzler Naves zurückgelassen zur Abwicklung der Reichstagsgeschäfte von Regensburg und zur Vorbereitung eines neuen Tages, der 1542 in Speyer stattfinden sollte.

Es handelte sich hier, wie seit Jahren, einmal um die Türkenhilfe für König Ferdinand und um die Gegenforderungen der Protestanten, bei denen die politische Ausnutzung ihrer günstigen Lage zur Sicherung gegen Kammergericht und Gewalt mehrfach im Widerstreit lag mit dem Gefühl der Verpflichtung zum Aufgebot gegen die Ungläubigen. Daneben um die Versuchungen, die

den Ständen von den auswärtigen Feinden des Kaisers bereitet wurden. Dementsprechend hatten die kaiserlichen Bevollmächtigten die Türkenhilfe zu betreiben unter möglichst geringen Zugeständnissen in der Religion, da diese ohnehin von den Altkirchlichen bekämpft wurden; außerdem aber ihren Herrn gegenüber Frankreich, Dänemark und dem Herzog von Cleve zu verfechten. Der Speyerische Reichstag, schon zum Januar anberaumt, spielte sich vom 19. Februar bis zum 11. April, also verhältnismäßig kurz ab. Als bezeichnend für die Zunahme der konfessionellen Spaltung beachten wir die einmal auftauchende Idee, gegen die Türken ein eigenes protestantisches Kontingent aufzustellen. So lag auch die Lösung, die nach vieler Mühe zum Abschied führte, wieder nur in der Bewilligung einer doppelten Nebenerklärung, wie in Regensburg. Im übrigen hatte man viele Angelegenheiten nicht erledigt und ging deshalb auseinander mit dem Plane, im Sommer zu Nürnberg wieder zusammenzutreten.

In Italien aber hatte Granvelle den Auftrag, zusammen mit Aguilar an der Kurie die Verhandlungen von Lucca über das Konzil, die Türkenhilfe und die Stellung des Papstes zwischen dem Kaiser und Frankreich weiter zu treiben. Da in Regensburg den Ständen „ein gemein christlich Concilium in teutscher Nation“ oder ein Nationalkonzil und nur als letzte Aushilfe ein weiterer Reichstag versprochen war, hatte der Kaiser in Lucca dem Papste erneut Trient als Konzilsort vorgeschlagen, die Kurie aber auf Mantua, Vicenza oder Cambrai zurückgegriffen. Für die Türkenabwehr großen Stils knüpfte der Kaiser die Bereitwilligkeit zum Einsatz seiner eigenen Person an die Voraussetzung umfassender Rüstungen der Christenheit. Mehr noch wünschte er mit dem Papste ein Verteidigungsbündnis gegen die Türken, womöglich gegen jede Macht einzugehen, die den Frieden Italiens störe. Der Papst glaubte das ablehnen zu müssen, um dem Könige von Frankreich nicht, wie er sagte, berechtigten Grund zum Mißtrauen zu geben.

Bei Frankreich lag wieder der Schlüssel zur Lage. Frankreich brauchte kein Konzil, es verbrannte seine Ketzer und zog der kostspieligen und gefährlichen Türkenabwehr das zwar gehässige, aber nützliche Türkenbündnis vor. König Franz mochte in seinem immer noch leicht aufflackernden Temperament nach der materiellen und moralischen Einbuße des Kaisers vor Algier hoffen, den Kampf um Mailand, vielleicht um Neapel, unter glücklicheren Zeichen wieder aufnehmen zu können. Wir erinnern uns der sachlich ganz fruchtlosen Verhandlungen vor und nach Nizza, auch des völligen Scheiterns der dynastischen Verabredungen von Liguesmortes. Zwar bestand noch die damals durch den

Papst vermittelte Waffenruhe, und der Kaiser hätte dafür jetzt den Papst gern auf eine möglichst wirksame Art zum Garanten gemacht. Allein Paul III entzog sich allen Verbungen unter Hinweis auf die möglicherweise der Kirche von seiten Frankreichs drohenden Gefahren.

Unter solchen Umständen hatte jener höchst peinliche Zwischenfall von Anfang Juli 1541 die empfindlichste Verschärfung der europäischen Spannung herbeigeführt. Der französische Gesandte an der Pforte, Rincon und sein Begleiter Cesare Gregoso, waren auf dem Po bei Pavia durch kaiserliche Soldaten angegriffen und getötet worden. Als bald kreuzten sich heftige Vorstellungen des französischen Gouverneurs in Turin, du Bellay, mit beruhigenden Erklärungen des neuen kaiserlichen Statthalters in Mailand, der die Beteiligung eines französischen Vertreters an der Untersuchung anbot und den Grafen von Ladriano zur Aufklärung an den König nach Frankreich sandte. Du Bellay lehnte jede Entschuldigung ab und erklärte bissig, der Marchese werde doch nicht glauben, daß der König und sein Rat blind genug seien, sich dergleichen weismachen zu lassen. Dem Könige selbst erschien der Fall geradezu als erwünschter Vorwand.

Seine erste Antwort war die Gefangensetzung des Georg d'Autria, eines natürlichen Sohnes Kaiser Maximilians, der vor kurzem (1539) mit 34 Jahren Erzbischof von Valencia geworden war, sich aber jetzt auf der Fahrt von Spanien nach Lüttich befand, wo er mit der Coadjutorie die Aussicht auf dieses große und reiche deutsche Fürstbistum antreten sollte. Denn der Bischof von Lüttich, Cornelius de Berghe, Herr von Zevenbergen, der Nachfolger des energischen Kardinals Eberhard von der Mark, war als ein kranker und schwacher Herr seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen, so daß die kaiserliche Regierung auf das baldige Eintreffen des Coadjutors den größten Wert legte. Seine Gefangennahme war also eine sehr wirksame Repressalie; sie legte die Widerstandskraft des mit den Niederlanden verbündeten Hochstiftes gerade in dem Augenblicke lahm, wo Frankreich beabsichtigte, hier und im Luxemburgischen den Krieg gegen den Kaiser zu beginnen.

Der Kaiser faßte es auch so auf. Er sah sich überall in die Lage von 1530 zurückgeworfen: Mißerfolge seines Bruders in Ungarn und geringe Aussicht auf wirksame Türkenhilfe; Scheitern seiner Religionsverhandlungen und Verschlimmerung der Lage in Deutschland, falls wegen der Erfolglosigkeit seiner Vorstellungen beim Papst keine der Versprechungen von Regensburg in bezug auf General- oder Nationalkonzil, auch keine seiner Hoffnungen auf ein starkes Bündnis erfüllt werden sollten; Gefährdung der Niederlande mehr als je

infolge der Haltung des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Cleve in Geldern und der Schwäche des auf der Verbindungslinie liegenden Lüttich. Noch hoffte der Kaiser durch Einwirkungen auf die Kurie Ugeres zu verhüten, womöglich seinen Oheim, den Coadjutor von Lüttich, zu befreien, und auch sonst in irgendeiner Form den Papst auf seine Seite zu ziehen, sobald der König von Frankreich den Waffenstillstand von Nizza wirklich bräche.

Schon durch diese Lage gewann der briefliche Austausch des Kaisers mit dem während der Herbst- und Wintermonate 1541/42 in Italien verbliebenen Granvelle eine ungewöhnlich große Bedeutung. Für uns steigert sie sich noch, da wir durch diesen Briefwechsel deutlicher als sonst in das zwar entsetzlich schwerfällige, aber einheitliche Gefüge dieser Reichspolitik hineinblicken. Auch jetzt wurde der Kaiser für seine Korrespondenz mit Ferdinand und Marie noch durch Granvelle beraten, und wir erfassen oft genug in einem einzigen Schriftstück die politische Leitung des Gesamtreichs. Granvelle erörtert Ende November von Siena aus in einer langen Reihe von 48 Artikeln unter den Stichworten der Religionsfrage in Deutschland, der Türkenabwehr und der Spannung mit Frankreich alle Angelegenheiten des Tages für den Kaiser. Die Denkschrift ging, wie mehrere der folgenden Berichte, chiffriert auch in die Niederlande. Hier finden wir sie mit eigenhändigen Randnotizen der Königin. In Spanien aber lag sie dem Staatsrat vor, erhielt am Rand die Entscheidungen des Kaisers, auf Grund derer dann eine zusammenhängende Beantwortung erfolgte.

Die Entscheidung wich in einigen Punkten bemerkenswert von den Gedanken Granvelles ab, obwohl diese ohnehin schon stark auf den Kaiser abgestellt waren. Eben darin aber und in den Unterstreichungen treten die Hauptfragen uns nur noch greller vor Augen. Für den Reichstag rechnete Granvelle natürlich mit neuen Anträgen auf Türkenhilfe und mit unverminderten Gegenforderungen der Protestanten etwa auf einen Religionsfrieden für zwanzig Jahre. Er erwog, ob man diesem Verlangen nicht begegnen sollte unter Hinweis auf die Unzufriedenheit des Papstes mit dem letzten Abschied von Regensburg. Der Kaiser lehnte es rundweg ab, überhaupt jedes Zurückkommen auf neue „Sicherheiten“; er verlangte nur, daß man es jetzt nicht zum Bruch treibe und nötigenfalls Zeit gewinnen solle durch Rückfragen bei ihm. Das war in solchen Lagen seine Art zu verhandeln, die alle Beteiligten zur Verzweiflung brachte, ihm aber die Hand frei hielt.

In bezug auf die Türkenhilfe des Papstes war auch Granvelle nicht weitergekommen als der Kaiser in Lucca. Er schrieb, der Papst sei geizig mit seinem Gelde wie mit seinem Leben. Der spanische Staatsrat aber forderte für den

Anteil des Kaisers überhaupt die Gegenseitigkeit, also für Hilfe in Ungarn auch Unterstützung des Reiches für die spanischen Erblande. Überall, schrieb Granvelle, sei die persönliche Anwesenheit des Kaisers erwünscht, besonders in den Niederlanden, wo angesichts der Kriegsheße der Damen d'Estampes und d'Albret bei dem von ihnen so stark beeinflussten König die Kriegsgefahr ganz dringend werde; nicht minder im Reich und in Italien. Komme es aber zum Krieg mit Frankreich, woran schon niemand mehr zweifelte, so könne der Kaiser aus Ungarn oder Italien wahrscheinlich gar nicht nach Spanien zurück, wo er ebenso nötig sei, wie anderswo — was der Staatsrat gebührend unterstrich. Bereitwillig nahm der Kaiser auch den Gedankengang Granvelles auf, man dürfe sich mit dem schismatischen Könige von England ruhig in Verhandlung einlassen, da das inzwischen alle christlichen Fürsten getan hätten und der König eigentlich weniger schlimm sei, als die Ketzer in Deutschland, mit denen man doch auch verhandle. Ob man gegen Frankreich nicht publizistisch vorgehen solle, fragte Granvelle. Das fruchte nichts, bemerkte der Kaiser — doch wohl in tieferer Abneigung gegen dieses Hilfsmittel populärer Stimmungsmache.

Das hoffnungslose Bild, das sich Granvelle von der päpstlichen Politik machte, hellte sich ein wenig auf, als er in einem heute halb vermoderten Schreiben dem Kaiser die Sondergesandtschaft des päpstlichen Geheimkammerers Montepulciano ankündigte, die ihn hoffen ließ, daß die Kurie doch Wert lege auf ein gutes Verhältnis zum Kaiser und daß sie wenigstens für den Fall eines Angriffs der Franzosen auf Neapel geneigt schien, auch äußerlich auf die Seite des Kaisers zu treten. Indessen, gerade aus dem geringen Maß des Entgegenkommens und aus der Fruchtlosigkeit der Bemühungen um Befreiung des Erzbischofs von Valencia erkennt man erst recht die Geringswertigkeit der päpstlichen Politik für den Kaiser, der sich in den universalen Fragen ebenso wie in seinen eigenen Interessen überall vom Papst im Stich gelassen fühlte.

Für Deutschland sah Granvelle sehr schwarz. Die „Abgewichenen“ seien auf dem besten Wege, nicht nur den Rest der katholischen Stände, sondern durch die Untertanen sogar die Erblande für sich zu gewinnen. Das alles angesichts der Gefährdung Navarras und Frankreichs Verbindung mit England, wo die Ehe zwischen der Prinzessin Mary und dem Herzoge von Orléans erwogen werde. Abenteuerliche Vorschläge, die zur Entlastung des Kaisers gelegentlich von anderen Seiten gemacht wurden, zeigten mehr die Not der Lage, als ernsthafte Aussichten. Die Königin Marie hatte Anstalten gemacht, den Herzog von Cleve bei seiner Rückkehr aus Frankreich abzufangen; sie entschuldigte sich, daß

es nicht gelungen sei; es gäbe zu viele Wege. Ferdinand hatte ein Angebot, für 500 Dukaten das türkische Arsenal in Brand zu stecken. Das sei wohl kaum so einfach, meinte der Kaiser, stellte die Summe gleichwohl später noch einmal bereit.

Auch ihn überkam doch wieder eine gewisse Unsicherheit in bezug auf seine nächsten Pflichten. Im Laufe des Dezember und Januar hatte sich die Lage soweit geklärt, daß zwar England sich von Frankreich mehr und mehr entfremdete und dem Kaiser ferne Aussichten bot, dafür aber Christian III von Dänemark statt einer Verlängerung des Vertrags von Gent am 19. November 1541 zu Fontainebleau ein förmliches Bündnis mit Frankreich einging, dem auch Schweden nahetrat, da Pfalzgraf Friedrich auf beide Kronen Anspruch machte. Schottland und Cleve waren ohnehin als ältere Freunde Frankreichs eingeschlossen.

Das Heraufziehen des clevischen und französischen Krieges

Unter diesen Umständen war es schon eine, wenn auch noch verdeckte Kriegshandlung, daß der König von Frankreich aus Ärger über die kaiserfreundliche Haltung des Herzogs von Lothringen den wichtigen Maasübergang von Stenay nördlich Verdun besetzte. Während der Kaiser den Ort als luxemburgisches Lehen an Lothringen betrachtete, reklamierte ihn Frankreich als Lehen von Bar. Ganz richtig forderte der Kaiser von der Königin Marie am 26. Januar 1542, nun ja Dvoy (heute Carignan) und Damvillers, die eigentlichen Grenzfesten des damaligen Luxemburg, zu halten. Noch deutlicher trat die Kriegsabsicht des Königs hervor in der Unterstützung des tollern Marschalls von Geldern, Martin van Rossem, der die Unbändigkeit seines verstorbenen Herrn noch weit übertraf. Von Frankreich mit Mitteln versehen, rühmte er sich alsbald, derartig in die Niederlande vorzustößen, daß man noch hundert Jahre davon reden werde.

Marie entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit. Nie war sie größer als in diesen Jahren, wo der Krieg rings um sie her drohte und dann in den rohesten Formen aufblühte, die junge Frau von Ort zu Ort zog, von Generalständen zu Staatsratsitzungen, von militärischen Besprechungen mit den Gouverneuren Roely, Urschot, Büren, Dranien und anderen immer wieder zurück in ihre Schreibstube, um den Bruder auf das genaueste zu unterrichten, ihre

klugen Ratschläge zu erteilen und doch in vorbildlichem Gehorsam alles auszuführen, was der Kaiser befahl.

Ende Januar 1542 sandte Karl Wechsel auf Antwerpen, auf Deutschland und Genua von je 50000 Dukaten mit sehr genauen Instruktionen; er wolle auf allen Seiten gerüstet sein, erwarte von Deutschland 6000 Knechte für Navarra und wünsche im übrigen die Wechsel so verwandt, wie es die allgemeine Lage erfordere. Er begleitete seine mannigfachen Informationen und Anweisungen aus Tordefillas, dem Witwensitz seiner kranken Mutter, noch mit einem eigenhändig ungelentken, dann chiffrierten Schreiben an Marie, das uns wieder besonders aufschlußreich in seine Überlegungen blicken läßt.

Nach allem, was man erfahre, beabsichtige der König von Frankreich, schrieb er, gleichzeitig Navarra und die Niederlande anzugreifen, was ihn zur Verteidigung zwingen werde. „Indessen erinnert Ihr Euch an meine Absicht, in zwei Jahren Geldern zurückzugewinnen und den Herzog von Cleve zu züchtigen; ich brauchte diese Zeit zur Ordnung dieser Königreiche und um Geld zu beschaffen. Aber meine Pläne sind zerbrochen, wenn mir jetzt diese Kriege aufgezwungen werden, weil ich nun das zur Verteidigung nötig habe, was ich für später zurückzulegen hoffte. So überlege ich, ob ich nicht doch die Defensive gleich zur Offensive mache, da man mir zuvorkommen droht. Erinneret Euch, daß ich nach der Rückkehr aus der Provence schon einmal erwog, mit 5 bis 6000 Spaniern unvermutet übers Meer in die Niederlande zu ziehen, um den König zu überraschen; aber dieser nahm dann Hesdin, wie jetzt Stenay, und drängte mich dadurch in die Verteidigung. Damals freilich griff er mich nicht in Navarra an, wie vielleicht jetzt, wo es also Unrecht wäre, diese Königreiche zu verlassen, um andere zu verteidigen, und noch dazu mit ihrem Geld, das ihnen dann fehlen würde. Dazu kommt, daß ich eben mit diesen Cortes von Castilien beginne und dann noch diejenigen von Aragon halten muß, inzwischen aber der König von Frankreich längst begonnen haben kann.“ Außerdem, fuhr er fort, sei seine Absicht immer gewesen, über Italien nach Deutschland zu ziehen und von dort gegen Geldern, was unter den gegenwärtigen Umständen viel zu zeitraubend wäre. Allerdings habe auch die Fahrt über den Dzean schwere Gefahren. So bitte er sie um Rat, ob sie nach Rücksprache mit de Praet sein Kommen für klug und dringend halte, sei es zur Verteidigung gegen den König von Frankreich, sei es zum Angriff oder auch nur zur Unternehmung gegen Geldern. In Abwesenheit Granvelles habe er niemand, mit dem er darüber sprechen könne. „Denn im hiesigen Staatsrat, könnt Ihr Euch denken, haben sie niemals die Meinung, daß ich diese Reiche verlassen

solle; sie würden es vielmehr hindern.“ Gewiß könne man im Winter über das Eis in den Niederlanden überraschend etwas unternehmen oder wenigstens für das nächste Jahr Vorbereitungen treffen; jedenfalls wolle er auch fragen, wie viele Truppen er mitbringen solle und auf welche Hilfe er in den Niederlanden rechnen könne, wenn diese sähen, daß er persönlich zu ihnen komme.

Marie antwortete mit verdoppeltem Eifer in allen Dingen. Sie hätte natürlich das baldige Kommen ihres Bruders am liebsten gesehen, und sagte das auch; sie hätte wenigstens zur einheitlichen Leitung einen Generalkapitän gewünscht, behalf sich aber mit dem kaiserlichen Auftrag, gute Verbindung zwischen den Generalen zu halten, was im Grunde genommen auch die oberste militärische Leitung in ihre jugendlichen, aber nervigen Hände legte.

Frankreich maskierte seine Kriegsvorbereitungen zwischendurch noch einmal durch Wiederaufnahme der alten Verhandlungen über eine Verbindung der Prinzessin Margarete mit dem Kaiser, als wenn Karl nicht schon sehr deutlich abgewinkt hätte. Die Königin, Frau von Stampes und der Admiral sagten dem Gesandten Marnol darüber gleichwohl viel Schönes und Verheißungsvolles, so daß der Kaiser es für nötig hielt, seinen Gesandten noch am 10. Juli sehr vorsichtig, sowohl über seine innere Ablehnung, wie über seinen Wunsch zu instruieren, bei den weiteren Verhandlungen die Angebote des Königs näher kennenzulernen und jedenfalls zu vermeiden, daß ihm seinerseits der Abbruch der Beziehungen zugeschrieben werden könnte. Ähnlich hinhaltend behandelte er die päpstliche Vermittlung durch den Kämmerer Montepulciano.

Immerhin, solange Karl noch auf die Möglichkeit des Friedens mit Frankreich hoffen durfte, erwog er von neuem, anscheinend ganz ernstlich, doch noch mit spanischen und italienischen Truppen persönlich nach Ungarn zu ziehen. War es die alte Idee, gegen die Ungläubigen Ehre einzulegen und dann sieggekrönt mit erprobten Truppen seine, man möchte sagen, weltlichen Feinde zu bestehen? Oder bestimmte ihn die Einsicht in die zur politischen Einheit gewordene Verbindung der Franzosen mit den Türken, die man neuerdings wieder in der aufregenden Besetzung von Marano zu erkennen glaubte?

Dieser feste Platz an einer Lagune östlich Venedig, gegen Aquileja hin, war jetzt, im Winter 1541/42 gegen die hier seit Maximilian sitzenden Österreicher durch einen Condottiere aus Friaul im Handstreich genommen und den Franzosen unter Blaise de Monluc in die Hände gespielt, wobei man die Besatzung niedergemacht hatte. Den empörenden Gewaltstreich beschönigten die Franzosen sehr verdächtig damit, daß sie den Platz vor den Türken hätten bewahren wollen, was nun doch auch die Venezianer im Sinne einer unmittelbaren Be-

drohung empfanden. Denn alles sah auch sonst danach aus, daß Franzosen und Türken bereits gemeinsame Stützpunkte an den Küsten des Mittelmeers ins Auge faßten, und daß sie die Venezianer durch eine so grobe Drohung durchaus vom Kaiser trennen wollten.

So scheint der Kaiser wirklich den Zug über Italien nach Ungarn erwogen zu haben. Er überschüttete Ferdinand auf Grund seiner Erfahrungen vor Algier mit Kritik und guten Ratschlägen für den Kriegsplan, für Nachschub, Munition, Schiffe auf der Donau und Befestigung von Pest; ja, er kündigte ihm am 10. Mai 1542 zwar geheim, aber ausdrücklich sein persönliches Erscheinen an. Die Reichshilfe der Niederlande hatte er früher grundsätzlich abgelehnt — außer für das nicht altburgundische Utrecht mit Dverysseel —, jetzt aber gab er der Königin Marie anheim, freiwillig einen stattlichen Beitrag zu geben, wie er sagte, in der Hoffnung auf eine Gegenseitigkeit von Reich und Niederlanden, wohinter wohl noch mehr steckte. Denn auf die Niederlande war in seinem Innern doch alles wieder bezogen.

Erst gegen den 20. Juli wurde ihm endgültig klar, daß der König von Frankreich nunmehr an den zwei Hauptfronten „trotz aller heiligen und schrecklichen Eide, nur zur Verteidigung die Waffen ergreifen zu wollen“, bereits mitten im Angriffskrieg stand.

Im übrigen hatten sich alle Pläne des Kaisers verzögert und verzögerten sich weiter durch furchtbare Sichtanfälle, die ihn in zwei heftigen Attacken zehn Wochen lang peinigten, im Fuß, in der rechten Seite, im Hals und in der rechten Hand. Noch hatte er nicht die Medizin der Chinawurzel seines späteren Leibarztes, des berühmten Vesalius; Ratschläge zu vernünftiger Diät schlug er auch später noch in den Wind. Der Königin Marie schilderte er sein Aussehen drastisch durch Vergleich mit bekannten Persönlichkeiten des Hofes; er schleiche am Stocke einher, und sie möge sich vorstellen, wie sehr er zur Zeit einem „übermütigen Helden“ gleich sehe.

Von Logroño aus machte er auf dem Wege nach Monzon einen Abstecher in das Gebiet von Navarra, um sich von dem Zustande der Verteidigung zu überzeugen. Verspätet kam er zu den Cortes von Aragon. „Die Zeit wird mich lehren“, schrieb er der Königin, „was ich zu tun habe. Gott führe mich!“ Juli, August und September hielten ihn die Cortes fest.

Inzwischen war ein wahres Unwetter über die Niederlande hereingebrochen.

„Seit den Tagen unseres Großvaters, des Kaisers Maximilian, waren die Niederlande nicht in solcher Gefahr“, beteuerte Marie schon am 30. Juni, als der Sturm noch in den ersten Atemzügen stand. Die Küstenlandschaften erwarteten Angriffe von den Dänen; der geplante Gegenstoß nach Dänemark zur Abwehr und zur Öffnung des Sundes kam längst nicht mehr in Betracht. Die Holländer waren schon froh, sich der Angriffe zu erwehren und dabei die Elemente selbst im Bunde zu haben. Der Herzog von Vendôme stieß von der Picardie her gegen Artois und Flandern vor. Von der Maas her bedrohte der jüngere Sohn des Königs, der Herzog von Orléans, unter Anleitung des Herzogs von Guise die Grenzen Luxemburgs. Das alles lag im Juli 1542 wie aus dem Nebel entschleiert vor den Augen.

Noch furchtbarer aber schien die Gefahr, die sich durch Martin van Rossem in Geldern zusammenballte. Seine deutschen Knechte, Dänen, Schweden und niederländische Emigranten zogen zwar nicht, wie Oranien fürchtete, zu einem neuen Raubzug gegen den Haag, sondern was viel schlimmer war, quer durch die ungeschützten offenen Lande Nordbrabants von der mittleren Maas zur Schelde, geradenwegs auf Antwerpen und Gent. Das hieß, die Niederlande regelrecht aufschließen und völlig zerreißen, wenn es den Geldrischen gelang, in Flandern dem Herzog von Vendôme die Hand zu reichen. Sie rechneten dabei stark auf Hilfe im Lande selbst, auf Unzufriedene aller Art, besonders in den reichen Städten, auch aus Gründen der Religion.

Die Königin hatte wie immer mit harter Energie vorgesorgt, alle Verdächtigen festnehmen und nach freiwilligen oder erpressten Geständnissen unbarmherzig hinrichten lassen. Sie hatte auch zur Verteidigung alles aufgeboten, die Milizen in Stadt und Land, die Gensdarmes der großen Herren, geworbene Knechte und leichte Reiter. Ihr entschlossener Wille teilte sich anderen mit. Antwerpen besaß noch keine zureichende moderne Befestigung. Deshalb ließ sie Oranien auf dem sicheren Wege über Bergen-op-Zoom zu Hilfe eilen. Der Statthalter hielt sich leider nicht an die ihm gebotene Marschrouten und erlitt, da er unerwartet mit den feindlichen Truppen zusammenstieß, eine empfindliche Schlappe bei Hoogstraeten. Doch gelangten mehr von den Seinigen, als man gefürchtet hatte, noch am Abend des 24. Juli kurz vor den Feinden nach Antwerpen. Hier aber war längst alles in die halbfertigen Schanzen geströmt, zuerst die fremden Kaufleute unter Vorgang eines Italieners. Dann halfen selbst Frauen und Kinder, überall bei guter Leitung durch den Rat.

So bestand die fast überraschte Stadt in Not und Ehren den Ansturm, den Martin van Rossem noch mit einer Durchstechung von Deichen unterstützte, um sich in seiner Flanke zu sichern. Da er aber zu einer nachhaltigen Belagerung nicht gerüstet war, zog er weiter.

Doch nur um größeren Schrecken zu verbreiten. Er schwor zu seinem Wort, das Brennen sei das Magnifikat des Krieges. Seine Spuren zeichneten Feuerfäulen und Rauch. Hart an Mecheln und Brüssel vorbei, fast unter den Augen der Königin, zog das Unwetter dahin. Nächstes Ziel war Löwen, wo er im Begriff stand, durch einen Herold mit französischem Wappen, sämtliches Geschütz und eine stattliche Brandschatzung zu erpressen, als Teile des Volkes und die entrüsteten Studenten sich der Verteidigung annahmen und die Belagerer auch hier zum Abzuge nötigten. Vor Ivoy vereinigte er sich mit dem Herzog von Orléans, der inzwischen von der Maas her seine Plänkler bis in die Vororte von Metz vorgeschickt und den Protestanten in der Stadt seinen Schutz versprochen, Damvillers genommen und zerstört hatte, während Ivoy sich noch mannhaft hielt. Jetzt, verstärkt durch Martin van Rossem, zwang er das Häuflein der Belagerten am 16. August doch noch zur Übergabe. Luxemburg lag vor ihm offen; die Hauptstadt fiel am 31. August.

Dann kamen die überraschend begonnenen Operationen der Franzosen fast plötzlich zum Stehen. War es die Unlust des Prinzen? Mangel an Geld und klarer Leitung? Oder die inzwischen nachhaltiger gewordene Verteidigung? Jedenfalls stockte alles, wie in Luxemburg, so in Artois. Am 9. September gaben die Franzosen auch die Stadt Luxemburg wieder preis.

Vollends auf dem dritten Kriegsschauplatz, von dem sich die Franzosen am meisten versprochen zu haben schienen, in Roussillon, wo der Dauphin führte, versagten sie gänzlich. Gegen Navarra hatten sie nur eine Demonstration gemacht. Aber Perpignan und das Gebiet nördlich der Ostpyrenäen dachten sie leichten Kaufes zu gewinnen. Karl hatte den Hauptplatz durch den Herzog von Alba so gut rüsten lassen, daß er selbst eine längere Belagerung ausgehalten hätte. Am 31. August war das starke Belagerungsheer eingetroffen. Am 2. September begann man Laufgräben und Schanzen anzulegen, zunehmend unter Verlusten, die durch entschlossene Ausfälle noch verstärkt wurden. Schließlich befahl der Dauphin notgedrungen, schon vor Ende des Monats, wieder den Abzug von der Stadt und aus dem Lande. Die Franzosen machten noch einen Halt in einem Lager, wie man am Kaiserhofe annahm, um erst von hier, aus Anlaß einer päpstlichen Intervention, zur Bezeugung ihres guten Willens scheinbar freiwillig abzuziehen.

So konnte der Kaiser aufatmen. Erst recht die Regentin der Niederlande.

Die Generale aber drängten nun auf Rache an den Ländern des Herzogs von Cleve, in dessen Haltung man die tiefere Ursache der letzten Nöte sah. Auch die Königin meinte, die Bevölkerung bemerke bereits mit Befriedigung, wie nun die Kriegsfurie über den Feind dahingehe. De Boussu drang im Oktober nach Jülich vor, Oranien nahm Sittard an der Grenze Limburgs gegen Jülich. In mehrere Orte wurden kaiserliche Besatzungen gelegt, andere geschleift. Dann bezog man Winterquartiere, soweit man die Truppen nicht abdankte.

Auf der Stelle erschienen frische Truppen des Herzogs von Cleve. Sie nahmen Düren zurück, auch Sittard, wo der tüchtigste Genosse des „schwarzen Martin“, Maynaert van Ham, einzog. Selbst de Boussu erlebte einen Überfall in seinem Lager bei Aachen. Marie machte ihre Truppen wieder mobil, doch mußte man wegen des scharf einsetzenden Winters die Kampfhandlungen einstellen und das Geschehene hinnehmen.

Die Pause wurde von der Königin benutzt zu finanziellen und politischen Rüstungen. Der Papst hatte die *medios frutos*, die Hälfte der Jahreseinkünfte der Geistlichen, bewilligt — in zwei Terminen zahlbar, die Marie zu verkürzen suchte. Neu trat sie auch an die Generalsstaaten heran, ohne Scheu vor den endlosen Weiterungen dieser Verhandlungen. Trotz ingrimmiger Entrüstung in manchen Häusern zog sie sogar die Güter französischer Malteser heran.

Noch viel größere Sorgen als die Beschaffung der Mittel machten ihr die Mängel in der Leitung der Operationen und der politischen Geschäfte im Lande selbst. Was Margarete erfahren hatte, durchkostete Marie in seiner ganzen Bitterkeit noch einmal. Der straffen landesherrlichen Führung setzten die großen Herren nicht geringeren Widerstand entgegen, als die Städte. Dabei beanspruchten sie die Statthalterschaften mit hohen Einnahmen, sowie die Führung der Aufgebote und Armeen, ohne der Sache gewachsen zu sein.

Seit dem Oktober korrespondierte die Königin mit ihrem Bruder über diese Dinge. Neben den Korrespondenzen gingen vertrauliche Botschaften Mariens einher, zuerst ein Herr von Galair und am 22. Dezember Philipp von Stavele, Herr von Olajon, mit Mariens eigenhändigen oder für die Chiffrierung eigenhändig entworfenen Schreiben. Sie legte genaue Rechenschaft ab über die Verwendung der Mittel, die Verteilung der Befehlshaberschaften und die Besetzung der festen Plätze. Aber sie klagte beweglich über die Herren. Sie habe eigentlich nur an dem Herrn de Praet eine wirkliche Stütze. Für die Stelle des dringend notwendigen Generalkapitäns kämen Roeluz und Urschot in Betracht, aber keiner von ihnen genüge auch nur notdürftig. Oranien habe guten Willen,

sei aber zu jung und unerfahren. Der vom Kaiser geschätzte Großtallmeister de Boussu machte ihr Schwierigkeiten wegen seiner Ansprüche auf den persönlichen Bezug der Brandschatzungen, was im Staatsrat der Niederlande lange erörtert wurde. „Ich kann doch nicht mit jedem einzelnen sprechen“, schrieb Marie verzweifelt, „nicht selbst an jeder Stelle sein.“ Nichts dringender als das persönliche Erscheinen des Kaisers.

In ihrer schwierigen Lage scheint die Königin selbst auf die Möglichkeit hingewiesen zu haben, den Landgrafen von Hessen zum Generalkapitän zu bestellen. Großartiger und gar nicht auszudenkender Plan! In der Tat liegt bei den Akten ein Zettel von der Hand Scheppers, wonach der Landgraf seine Bedingungen für die Führung einer Armee gegen Frankreich stellte; er wollte nicht durch Geld, sondern durch Land entschädigt werden, und seine Armee müsse stark und wohl gerüstet, in Finanzen und Kanzlei gut verwaltet sein. Der Kaiser gab zu, daß man an den Landgrafen denken könnte, bemerkte aber zutreffend, daß der Landgraf gewiß nicht ohne Erfahrung sei, einem ernsthaften Gegner aber noch nicht gegenübergestanden habe. Er bat seine Schwester erneut, sich in den Niederlanden so gut wie möglich zu helfen. Er habe schon am 31. Oktober den Herrn von Granvelle nach Deutschland gesandt, auch zur Königin, um ihr ganz geheim über seine weiteren Ziele Mitteilungen zu machen „gemäß dem großen Vertrauen, das ich zu ihm hege“. Granvelle war in der Tat schon damals in Oberdeutschland, zusammen mit Pier, eifrigst mit der Aufstellung von Truppen beschäftigt, was ihn doppelt in enge Fühlung brachte zu der jüngeren deutschen Fürstengeneration.

Die Lage der Königin war nicht beneidenswert. Von Lothringen versuchte sie umsonst die Burg von Longwy, den Zugang zu Luxemburg von Süden her, etwa so zu erhalten wie die Franzosen Stenay. Dafür gewann sie die Aussicht auf Hilfe von England. Schon Anfang Juni verhandelte sie über eine „enge Freundschaft“, offensiv und defensiv, wobei es allerdings unter anderem zwei scheinbar große Schwierigkeiten gab. Die Beschränkung auf die Niederlande, also der Ausschluß Spaniens von der Gegenseitigkeit der Hilfspflicht, wurde vom Kaiser zur sichtlichen Beruhigung der Königin ohne weiteres angenommen. Schwieriger war die von Heinrich VIII geforderte Anerkennung des Titels „Defensor fidei und Haupt der Kirche von England“. Dazu bemerkte der Kaiser sehr geschickt, daß der Titel nicht von ihm stamme, er ihn also weder nehmen noch geben könne; der König möge sich nennen, wie er wolle; er werde seinerseits nach wie vor schreiben „König von England usw.“, womit die Herren hoffentlich zufrieden sein würden. In der Tat kam man über diese und andere

Punkte hinweg, aber erst am 11. Februar 1543 schlossen Kaiser und König ihren Geheimvertrag auf Vergeben und Vergessen und gegenseitige Hilfe. König Franz sollte zum Verzicht auf sein Türkenbündnis gezwungen werden; die Verbündeten ihrerseits erhoben ihre alten Ansprüche auf große Teile von Frankreich. Dem dynastischen Empfinden des Kaisers war genügt durch Anerkennung der Erbrechte seiner Base Mary.

Im Hintergrund des Ganzen stand wie immer die Wiederherstellung geregelter Handelsbeziehungen zwischen England und den Niederlanden. Die Unentbehrlichkeit und Leistungsfähigkeit des umfassenden niederländischen Marktes zeigte sich eben damals sehr lehrreich angesichts ungewöhnlicher Dürre und Mißernten in Spanien. Karl erbat große Ladungen von Getreide bei der Königin, und diese stellte sie sofort in Aussicht.

In der clevischen Sache führten mannigfache Friedensvermittlungen der benachbarten Fürsten und auf dem Reichstage zu nichts, da der junge Herzog durch die Bedeutung seiner Bündnisse und die Erfolge seiner Waffen, trotz des Rückschlags in Jülich, übermütig geworden war. Bald stand auch Martin van Rossem wieder im Lande und mit französischen Subsidien an der Spitze stattlicher Truppen. In den Niederlanden erwartete man erneut das Ärgste vom Frühjahr.

Es gelang wohl dem neuen Generalkapitän, dem Herzog von Arschot, in kühnem Zuge bei bitterer Kälte und tiefem Schnee am 21. März das angeblich gefährdete Heinsberg zu entsetzen. Aber sein Anschlag auf Sittard mißlang am 24. März völlig. Zwar die Reiterei feierte ihre Triumphe; Arschot selbst beteiligte sich höchst unvorsichtig an der Verfolgung. Aber als er davon zurückkehrte, hatte sich die Infanterie verlaufen und die Artillerie war schutzlos. Ohne daß es große Menschenverluste gegeben hätte — durch die Einbuße der ganzen Artillerie galt doch der Tag von Sittard mit Recht als eine empfindliche Schlappe.

Die Königin verlor nun vollends das Zutrauen zu ihren Generalen und hielt sich wieder ängstlich in der Defensive, um ganz bewußt Plätze und Kriegsmaterial möglichst unversehrt für ihren Bruder zu sichern. Martin van Rossem belagerte seinerseits vergebens Heinsberg, sechs Wochen lang, im Mai und Juni 1543. Sein Entsatz durch Dranien führte am 22. Juni zur Auswehung der Scharre von Sittard mit Wegnahme der feindlichen Artillerie, darunter acht Stücke aus der Beute von damals. Aber weder solche kleinen Erfolge, so jubelnd sie von Marie aufgenommen wurden, noch das neue Geplänkel der Franzosen im Frühjahr und Sommer 1543, vornehmlich im Hennegau, änderten etwas Nennenswertes an der allgemeinen Lage.

Längst kam alles auf die letzten Entschliefungen des Kaisers an.

Zweite Regentschaft Philipps
Die politischen Testamente von 1543

Es ist bezeichnend für das Wesen des Kaisers, daß seine suchenden Gedanken, sobald sie nicht von außen gestört wurden, immer wieder auf dieselbe Linie zurückfanden.

Er erkannte durch die Erfahrungen der letzten Jahre, wie die Dinge ineinanderhingen, und an welchen Punkten allein er einzusetzen vermochte. Der Herzog von Cleve enthielt ihm Geldern vor, auf das er durch alte öfter bestätigte Verträge ein Anrecht hatte. Es war das letzte Glied zur Abrundung der Niederlande, nachdem Utrecht, Overyssel und Friesland eingefügt waren. Geldern bedeutete aber auch den Punkt, wo Frankreich ihm neuerdings am meisten gefährlich wurde. An Frankreich hingen wieder die Türken als Erbfeinde der Christenheit, und damit mündete die landesherrliche Fehde alten Stils in eine Welt höherer Ordnung ein. So empfand es der Kaiser. Dem Papste ließ er in einer ausführlichen Denkschrift vom 28. August 1542 wiederholt vorstellen, was er alles für die Christenheit geleistet habe im Gegensatz zu Frankreich; er forderte ihn auf, sich, wie Gott der Herr es getan, dem Opfer Abels zuzuwenden und kein endlich zu verleugnen. Ähnlich beschied er im Oktober auch den Kardinallegaten von Viseu, der zu ihm gesandt war an Stelle des kürzlich verstorbenen Contarini, gleichzeitig mit der Legation Sadolets nach Frankreich. Es verletzte den Kaiser, daß er von der Kurie immer nur auf gleicher Stufe mit Frankreich behandelt wurde, trotz seiner viel größeren Verantwortung.

An Frankreich allein, sagte sich der Kaiser weiter, könne sich auch ein wirklicher Widerstand in Deutschland anschließen wie 1534. Stünde nur der Papst auf seiner Seite gegen „den Allerchristlichsten“, wie er sich Ferdinand gegenüber spöttisch ausdrückte, und damit gegen Cleve, so schienen die anderen Fragen der Christenheit erheblich vereinfacht. Unterwarfen sich die Deutschen uneingeschränkt oder in der Form eines Kompromisses, so konnte man sogar der Türken Herr werden. Was also war natürlicher, als daß er beschloß, das Netz, das ihn umstrickte, zunächst an der Verknotung von Cleve aufzulösen oder zu zerhauen?

Die deutschen Fürsten hatte er zum Teil durch seine Verträge mit Hessen und Brandenburg aufgespalten. Was ihm noch nicht gelungen war, besorgten sie selbst in ihren höchst ärgerlichen Fehden zwischen beiden Sachsen und in Braunschweig, wobei sie in sonderbarer Umkehrung gerade seine Politik vertraten. Denn gegen den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig waren die Häupter des Schmalkaldischen Bundes vorgegangen, wie sie dem

Kaiser in ihrer feierlichen Rechtfertigung vom 14. Juli 1542 erklärten, weil der Herzog die kaiserliche Suspension der Acht gegen Goslar nicht anerkenne, sondern rechtswidrig gegen Bürger, Güter und Forsten der Stadt vorgehe. Karl wußte ganz genau, daß der Überfall auf Braunschweig schon einer alten Absicht der Schmalkaldischen entsprach, nahm aber ihre formell richtige Begründung jetzt gern an und schrieb am 11. August an seinen Bruder entrüstet über den Herzog, der sich schon mehrfach ihm gegenüber höchst unziemlich benommen habe, und jetzt sehr zur Unzeit den Protestantenkrieg heraufbeschwöre. Beide Teile sollten sich, verlangte er, vernünftig halten, soweit es ohne Beeinträchtigung der Religion geschehen könne. Angesichts der Türkennot könne sich aus ihrem Streit nur die größte Zerrüttung Deutschlands und der Untergang der alten Religion ergeben. Daß die Schmalkaldischen in der Braunschweiger Beute wider Erwarten sogar schriftliche Beweise für die Friedfertigkeit des Kaisers fanden, bestärkte den Landgrafen, verfehlte nirgends seinen Eindruck und wiegte sie noch in Zuversicht, als des Kaisers Gedanken sich bereits in der entgegengesetzten Richtung bewegten.

Während der Kaiser im übrigen unverdrossen um das Bündnis des Papstes warb, stand er im Begriff, dasjenige mit England zu festigen, um so mit doppelter Seitendeckung den eivisch-französischen Knäuel anzugreifen.

Aber von Spanien mußte er sich dabei trennen. Spanien, wo er die Zukunft seines Hauses ließ, Spanien, dem er in erster Linie die Einnahmen verdankte, mit denen er seine Sache führte. Er empfand, wie wir wissen, das Ungerechte dieses Handelns und suchte sich innerlich zu beruhigen durch Erfüllung der beiden Wünsche, die ihm von Anfang seiner Regierung an aus Spanien entgegengebracht waren, erneute Verbindung seiner Familie mit Portugal und Bestellung eines erbfähigen Regenten von Geblüt, falls er das Land verliesse.

Beides geschah nun in der denkwürdigsten Art. Er berief den eben sechzehnjährigen Prinzen Philipp zum Regenten und gab ihm noch in diesem Jahre die ebenso junge Infantin Maria von Portugal zur Gemahlin. Das doppelte Wagnis suchte er zu stützen durch Instruktionen, wie sie unseres Wissens noch niemals ein Fürst und Vater in solcher Eindringlichkeit, Offenheit und besorgten Liebe niedergeschrieben hat. Mit ihnen beginnt die Reihe der modernen politischen Testamente fürstlicher Väter; Karls politischer Lehrmeister Gattinara und sein literarisch fruchtbarer Reichvater Antonio de Guevara, der Verfasser des *Horologium principum*, haben geistig dabei Paten gestanden. Es handelt sich um die Instruktionen für Philipp vom 4. und 6. Mai 1543, die noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den eigenhändigen Originalen

des Kaisers mit den Resten der erbrochenen Siegel im Archiv des Außenministeriums zu Madrid lagen. Seither sind sie gelegentlich in Antiquariaten aufgefaucht, dann verschollen; doch besitzen wir ihre Texte in einwandfreien Abschriften.

Als der Kaiser sie niederschrieb, war er in seiner Stimmung zum letzten gesammelt und aufs höchste gesteigert. Erlebnisse von Jahrzehnten formten seinen Willen und überwandten in ihrer Schwere alle inneren und äußeren Widerstände. Der Kaiser war ganz klar darüber, daß er alles aufs Spiel setzte. Und eben diese Größe durchkämpfter Entschlüsse stellt ihn unter die historischen Helden. Vom Papst mit lauen Wünschen begleitet, sah er sich der nachhaltigen Hilfe Englands noch keineswegs sicher, dagegen völlig gewiß der hartnäckigsten Feindschaft Frankreichs und der übrigen Verbündeten Cleves, von denen er im einzelnen keine zuverlässige Kunde hatte. Seine Mittel waren zusammengekrast in einer sehr fragwürdigen Finanzpolitik; seine Überfahrt über das Mittelmeer bedroht durch die verbündete türkisch-französische Flotte, die sich bald nachher in peinlicher Gemeinschaft vor Toulon zeigen sollte. Ob nicht gleichzeitig ein neuer Vorstoß der Türken gegen Osterreich erfolgte, stand ebenso dahin, wie das Verhalten der deutschen Fürsten.

Er entschloß sich gleichwohl.

In einer Reihe von feierlichen Akten ließ er dem Prinzen von den Cortes der drei Königreiche von Aragon huldigen und ihn nicht minder in Castilien als Erben und Regenten annehmen. Aus den erprobtesten Männern seiner Umgebung bildete er ein Kabinett für den Prinzen, den er mit aller Hoheit bekleidete und nur noch einem moralischen Zuspruch seines Vaters und bisherigen Gouverneurs, des Don Juan de Zuñiga, unterstellte. Sichtlich war alles ganz anders gemacht, als er es selbst in seiner Jugend erlebt hatte. Zuñiga als eine Art erster Kammerer blieb im Gegensatz zu Chievres genau so außerhalb der Regierung, wie der Herzog von Alba als oberster militärischer Führer — alle letzten Endes doch dem Prinzen untergeordnet, hinter dem die Autorität seines kaiserlichen Vaters stand. Mitglieder seines Kabinetts aber wurden der erfahrene Kardinalerzbischof von Toledo Don Juan Pardo de Tavera, der Ratspräsident von Castilien Don Hernando de Valdes und Francisco de los Cobos.

„Mein Sohn“, so begann der Kaiser, „da meine Abreise aus diesen Königreichen immer näher rückt und ich täglich sehe, wie nötig sie ist, und da ich nur noch dieses Mittel habe, Euch nicht noch mehr, als es durch meine Schuld schon geschehen ist, in Eurem mit von Gott anvertrauten Erbe zu schädigen,

so werde ich den Versuch wagen und Euch an meiner Stelle lassen, diese Reiche zu regieren.“

„Da jedoch Euer Alter noch zu schwach ist für eine so schwere Last, so ist es nötig, Euch in Gottes Gnade zu befehlen, damit Ihr dem Beispiel jener folgt, die den Mangel an Alter und Erfahrung durch Mut und Tüchtigkeit ersetzt haben, um Ehre und Ruhm zu gewinnen, so daß ich dann Gott würde danken dürfen, daß er mir einen solchen Sohn gegeben hat. Um aber meisteils alles das zu tun, was bei mir steht, schreibe ich Euch, mein Sohn, diesen Brief im Vertrauen darauf, daß Gott mir dabei das Richtscheit hält. Seid fromm, bleibt in seiner Furcht und liebt ihn über alles.“

„Mein Sohn, Ihr sollt ein Freund der Gerechtigkeit sein. Befehlt ihren Dienern, sich nicht von Neigung und Leidenschaften bewegen zu lassen, noch weniger durch Geschenke. Niemand möge auch das Gefühl haben, daß Ihr selbst aus Liebe, Ärger oder Leidenschaft etwas entscheidet, am wenigsten in der Justiz. Doch sollt Ihr der Gerechtigkeit nach dem Beispiel unseres Herrn beigefellen die Barmherzigkeit. Für Eure Person müßt Ihr ruhig und gemessen sein. Führt niemals etwas im Horne aus. Seid zugänglich und leutselig, höret guten Rat und hütet Euch, wie vor dem Feuer, vor den Schmeichlern.“

„Damit Ihr Eure Aufgabe besser erfüllen könnt, habe ich Euch alle königlichen Ratskollegien hier gelassen und sie mit besonderen Instruktionen versehen, die ich Euch durch Cobos schicke. Ich bitte und beschwöre Euch, daß Ihr Euch genau darnach richtet. Der königliche Rat soll für gute Rechtspflege sorgen und das Land sorgsam verwalten; unterstützt ihn darin; auch in der Vorsorge gegen Interdikte und Einstellung des Gottesdienstes ohne die allerdringendsten Gründe und ähnliche Mißbräuche, wie sie gelegentlich vom apostolischen Stuhl kommen, den Ihr gleichwohl verehren müßt, um so mehr, als er heute von vielen mißachtet wird. Als Oberbefehlshaber vertraut dem Herzog von Alba. Sonst haltet es mit dem Staatsrat, dem Indienrat, dem der Finanzen und der Orden, wie mit der Inquisition nach meinen Instruktionen. Die Kammer hat eine Übersicht über das, was an Mitteln zur Verfügung steht; und weil die Finanzsachen heute die wichtigsten und bedeutendsten Angelegenheiten des Staates sind, so werdet Ihr ihnen die größte Sorge zuwenden.“

„Auch für das Verfahren bei Eurer Unterschrift habt Ihr genaue Anweisung. Der Kardinal von Toledo meinte, er müsse daran beteiligt sein, doch scheint es mir nicht nötig, daß neben Eurer Unterschrift noch eine andere stehe. Cobos wird vorher alles sorgfältig durchsehen. Doch müßt auch Ihr Eurer Verantwortung bewußt bleiben. Kommen Euch Zweifel, so fragt Don Juan de

Zuñiga oder andere. Mischt Euch nie in Privatangelegenheiten und gebt nie mündlich oder schriftlich Versprechungen.“

„Mit dem Rat von Aragon müßt Ihr es halten, wie ich es geordnet habe; nur noch vorsichtiger, schon weil die Leidenschaften der Aragonesen noch ungezügelter sind als die der anderen.“

„Es ist gewiß unnötig, Euch die Sorge für die Königin, meine Herrin, zu empfehlen. Ebenso wenig die für Eure Schwestern, weil ich weiß, wie sehr Ihr sie liebt. Laßt sie wie bisher in der Zurückgezogenheit leben, und wenn Ihr und Eure Frau mit ihnen Besuche tauscht, dann laßt es würdig zugehen, wie es sich gehört, und laßt nicht mehr Kavaliere zu, als sich ziemt.“

„Und nun, mein Sohn, noch einige Worte zur Haltung Eurer eigenen Person. Ich bitte Euch inständig, meine Ratschläge zu beherzigen. Ihr müßt wissen, daß Ihr durch Eure frühe Heirat und die Berufung zur Regentschaft der Zeit und Eurer körperlichen Reife weit vorgreift. Ihr dürft nicht glauben, daß das Lernen eine Verlängerung der Kindheit sei. Im Gegenteil, es wird Euch erst recht wachsen lassen an Ehre und Ansehen. Denn das frühe Mannsein liegt nicht darin, daß man es sich denkt oder wünscht, sondern allein darin, daß man Urteil und Wissen besitzt, um Männerwerk zu vollbringen. Das geht nur mit Lernen und gutem Umgang. Wenn Ihr bedenkt, wie viele Länder Ihr zu regieren habt, in wie vielen Teilen und wie verschieden in der Sprache, und daß sie alle wünschen, Euch zu verstehen und von Euch verstanden zu werden, so werdet Ihr den Wert der Sprachen begreifen. Das unentbehrlichste Hilfsmittel ist das Lateinische, gut auch das Französische. Bisher sind Eure Umgebung Knaben gewesen und Eure Vergnügungen diesen entsprechend. Von jetzt ab werdet Ihr für sie der Herr sein, und die Begleitung gereifter Männer suchen müssen. Natürlich sollt Ihr Vergnügungen nicht meiden, die Eurem Alter angemessen sind, doch dürfen die Geschäfte nicht darunter leiden. Auch darin wird Euch Don Juan beraten. Denn er wird das rechte Maß halten gegenüber denjenigen, die Euch schmeicheln und sich Euch genehm machen möchten mit Lanzenstechen, Turnieren, Stockspiel und Jagden, oder gar mit schlechteren Dingen. Es wäre auch gut, wenn Ihr weniger Freude hättet an den Spaßmachern.“

„Mein Sohn, Ihr werdet Euch, so Gott will, bald verheiraten. Möge es Gott gefallen, Euch die Gnade zu geben, daß Ihr diesem Stande gemäß lebt, und daß er Euch Söhne schenkt. Ich bin überzeugt, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt über Euer bisheriges Leben und daß Ihr ebenso lebt bis zu Eurer Verheiratung. Für die Zeit nachher aber muß ich Euch ermahnen, da

Ihr noch von jungem und zartem Alter seid, und ich keinen anderen Sohn habe, noch auch haben will, und deshalb sehr viel darauf ankommt, daß Ihr Euch in Acht nehmet und Euch nicht gleich ohne Maß hingebet. Denn nicht genug mit der Schädigung Eurer Gesundheit, hinterläßt das oft eine solche Schwäche, daß es die Nachkommenschaft gefährdet und ans Leben geht wie bei Eurem Onkel, dem Prinzen Don Juan, durch dessen Tod ich in den Besitz dieser Reiche kam. Bedenket, wie übel es wäre, wenn Euch Eure Schwestern und deren Männer beerben müßten. So bitte und beschwöre ich Euch, daß Ihr bald nach Vollzug der Ehe Euch von Eurer Frau unter irgendeinem Vorwand wieder entfernt und nicht so bald zurückkehrt und dann immer nur für kurze Zeit. In diesem Punkt vor allem soll Don Juan de Zuñiga Euer Berater bleiben; ärgert Euch nicht über ihn und denkt immer, daß er nur zu meiner Beruhigung handelt. Auch den Hofstaaten Eurer Frau, dem Herzog und der Herzogin von Gandia, habe ich auferlegt, darauf treu zu achten. Ganz gewiß werden viele Euch tausend üble Dinge darüber zuflüstern. Aber ich bitte Euch, bleibt stark und dessen eingedenk, was ich Euch sage. Und wenn Ihr, wie Ihr mir gestandet, noch keine Frau vor der Euren werdet berührt haben, so laßt Euch auch nach der Ehe in keine Dummheiten ein, denn es wäre sündhaft vor Gott und ärgerlich vor Eurer Frau und der Welt. Deshalb bleibt erhaben über Gerede und Versuchungen. Mein Sohn, setzet auch für ein gutes Verhältnis zwischen Eurem Hofgesinde und demjenigen Eurer Frau."

„Da es unmöglich ist, an alles zu denken, und da es (wie man sagt) mehr Fälle gibt als Gesetze, so ist es nötig, daß Ihr Euch selbst auf dem rechten Wege haltet aus gesundem Urteil und guten Werken. Da aber selbst die alten Leute jemanden brauchen, der sie aufweckt und öfter an das mahnt, was sich gehört, und wirklich jeder des Rates bedarf, so bitte ich Euch, mein Sohn, daß Ihr in allen Dingen Don Juan de Zuñiga als Eure Uhr und Euren Wecker betrachtet. Und auch ihm befehle ich kraft dieses Schreibens, daß er das Seinige tue und nötigenfalls mit aller Schärfe tue. Da der Schlaf gelegentlich schwer ist, fällt auch ein Wecker manchmal lästig — denkt, daß er alles nur aus Treue und Hingebung tun wird, und dankt es ihm.“

„Ihr habt außerdem den Bischof von Cartagena, einen tugendhaften Mann; auch mit ihm könnt Ihr diesen Brief lesen und besprechen. Gebe Gott, mein Sohn, daß Ihr mit Gottes Hilfe so lebt und wirkt, daß ihm gedient sei, und daß er Euch nach diesen Erdentagen in seinem Paradies erwarte, worum ich ihn bitte als Euer guter Vater.“

„Ich der König.“

Nicht genug mit dieser höchst persönlichen und intimen Ermahnung. Der Kaiser versuchte, so gut er es vermochte, seinem Sohn zu der sittlichen Freiheit auch die politische Unabhängigkeit von seiner Umgebung und die Einsicht in die eigenen großen Pläne zu vermitteln. Von diesem zweiten Schriftstück aber verlangte er, daß der Prinz es mit gar niemandem teile, auch nicht mit seiner Frau, sondern es allein unter seinem persönlichen Verschuß halte.

Da enthüllt sich nun neben dem Vater der Kaiser und König in dem von religiösem Pflichtgefühl gezügelten Selbstbewußtsein des Autokraten mit klugen, psychologisch tastenden, im Grunde zartfühlenden Charakteristiken seiner Minister und ihrer Verhältnisse. Manches klingt an frühere Briefe des Kaisers deutlich an.

„Es bekümmert und besorgt mich sehr“, fuhr er also am 6. Mai fort, „daß ich Euch meine Reiche in solcher Notlage und vielfach innerlich geschwächt hinterlassen soll. Denn ich weiß noch nicht, wie wir durchkommen. Alle Dinge liegen in der Hand Gottes, und nicht um meiner Verdienste willen, sondern nur aus seiner Gnade erbitte ich, daß er mir helfe. Denn die Fahrt, die ich jetzt unternehme, ist die gefährlichste für meine Ehre und für meinen Ruf, für mein Leben und für meine Mittel, die es geben kann. Aber ohne diese Unternehmung könnte ich Euch Euer Erbe noch weniger sichern, auch die Gefahr nicht von Euch nehmen, der ich jetzt entgegengehe. Es geschieht um Ehre und Ruf, daß ich ausziehe, und niemand weiß, was sich ergeben wird. Denn die Zeit ist sehr vorgeschritten und das Geld beschränkt und der Feind auf der Hut. Daraus folgen Gefahren für das Leben und natürlich auch für meine Mittel. Aber da die Dinge liegen, wie sie sind, so muß ich beides wagen. Was das Leben betrifft, so wird Gott es so fügen, wie ihm damit gedient ist; mir wird der Trost bleiben, es verloren zu haben um das, was ich tun mußte. Wegen der Finanzen werdet Ihr noch Eure Not haben, denn Ihr werdet sehen, wie knapp und wie belastet sie sind. Was aber die Seele anlangt, so wird Gott in seiner Güte mit ihr Barmherzigkeit haben.“

„Für den Fall meines Todes aber oder meiner Gefangenschaft hinterlasse ich Euch eine weitere Urkunde (die später wohl vernichtet wurde), die Ihr nur in diesem Falle öffnen dürft, dann aber bei den ersten Cortes, die Ihr abhaltet, zu meiner Rechtfertigung verlesen sollt. Da wir alle sterblich sind, auch Ihr, so setzt sogleich ein Schriftstück auf mit der Anordnung, daß dieses Schreiben uneröffnet bleibe, bis ich das Gegenteil befehle.“

„Schenkt mir aber Gott Leben und Möglichkeiten, so gebe ich Euch auch für diesen Fall im folgenden die Anweisungen. Nur muß ich zugleich sagen,

was ich eigentlich zu tun gedachte, wenn es auch zur Zeit nicht durchführbar ist. Ob mich der König von Frankreich durch seinen Angriff zwingt, mich zu verteidigen und mit ihm entscheidend zu kämpfen, oder mir die Hand frei läßt, ihn von Deutschland oder von den Niederlanden aus anzugreifen, in jedem Falle dachte ich zugleich den Herzog von Alba mit den Deutschen und den Spaniern aus Perpignan in die Languedoc vorstoßen zu lassen, von der See her die Provence zu beunruhigen und von Italien aus in die Dauphiné einzufallen. Das alles läßt sich im Augenblicke nicht machen, sowohl aus Mangel an Geld, an Lebensmitteln und anderer Zurüstung, als auch weil ich die hiesigen Truppen nicht habe und man in Unsicherheit steht wegen der französisch-türkischen Flotte. Wäre es aber dazu gekommen, oder sollte es noch dazu kommen, so hätte man nachstoßen müssen, sowohl von der Stelle aus, wo ich mich dann befunden hätte, als auch von hier aus. Dafür würde man die Cortes berufen müssen, wenn man nicht ein besseres Mittel fände für die Finanzen. Nun will ich nicht auf die Cisa zurückkommen, weil ich versprochen habe, sie von mir aus ruhen zu lassen. Aber unzweifelhaft gibt es für Euch wie für mich kein besseres Mittel, uns aus unseren Nöten zu helfen, ob wir nun im Kriege oder im Frieden leben. Wäre es einmal so weit, so würde ich Euch eigenhändig einen Wink geben, und dann müßtet Ihr zeigen, wozu Ihr fähig seid, um mit Eurem Vater Euch selbst zu helfen. Ihr müßtet alles in Bewegung setzen um diese Cisa. Denn mit ihr und den Eingängen aus den Indien könnten wir unsere Gegner so niederringen, daß sich später in Friedenszeiten alles andere in Ordnung bringen ließe.“

„Über dieses hinaus muß ich Euch nun noch wiederholen, was ich Euch in Madrid über die Personen und Gegensätze an meinem Hofe und in meiner Regierung gesagt habe. Laßt alle wissen, daß Euch mit den Parteiungen nicht gedient ist. Da ich sie ganz deutlich sehe, habe ich die Häupter der Gegensätze in Eurer Regierung zusammengefaßt, damit Ihr nicht der einen oder der anderen Gruppe anheimfällt und sie sich Eurer gegen ihre Widersacher bedienen.“

„Der Kardinal von Toledo ist untadelhaft, und Ihr könnt Euch auf ihn in allen großen Fragen verlassen. Hütet Euch nur, daß Ihr Euch ihm nicht ganz in die Hände gebt, damit niemand von Eurer Jugend sage, Ihr würdet beherrscht. Der Herzog von Alba wird sich zu der Partei halten, die ihm Vorteile bringt; ich habe ihn deshalb, wie alle Granden, aus den eigentlichen Staatsgeschäften ferngehalten. Er ist ehrgeizig, so demütig er auftritt. Er wird sich auch an Euch herannmachen und sei es mit Hilfe der Frauen. Hütet Euch also, aber schenkt ihm Vertrauen in allen militärischen Dingen.“

„Cobos ist älter und bequemer geworden, aber treu. Seine Gefahr ist seine ehrgeizige Frau. Niemand weiß so gut wie er in meinen Geschäften Bescheid, und Ihr werdet Euch seiner Dienste stets mit Nutzen erfreuen. Nur dürft Ihr ihm nicht mehr Einfluß einräumen, als in Eurer Instruktion steht, und nicht auf seine Lockungen eingehen, wenn er, der alte Freund der Frauen, bei Euch die gleiche Neigung spüren sollte. Cobos besitzt sehr hohe Einnahmen, vor allem in den Schmelzabgaben aus den Neuen Indien und ebenso in bezug auf die dortigen Salinen und andere Bezüge; er betrachtet diese Zuwendungen als Ehrensache, doch wäre es gut, sie nicht vererben zu lassen, sondern etwa bei meinem Tode an Euch selbst zurückzunehmen. Seine Stärke liegt in den Finanzen, und es ist wirklich nicht seine Schuld, daß sie so zerrüttet sind, sondern Schuld der Verhältnisse. Das Schaßamt hatte er ursprünglich nur für die Zeit meiner Abwesenheit; es wäre kränkend, es ihm wieder abzunehmen, aber wie es in der Finanzverwaltung immer gut ist, daß zwei beteiligt sind, so würde ich an Eurer Stelle das Gegenamt später an Don Juan geben, nicht an den Herzog von Alba, der es fordern wird; auch nicht an die Söhne von Cobos und Zuñiga, da zu solchen Ämtern viel Erfahrung gehört. Cobos' Sohn hat die Tochter des Vizkönigs von Aragon, der mir dort nur als der wenigst Ungeeignete erschien, zumal auch der Vizekanzler von Aragon (Miguel Mai) verbraucht ist und ganz von Cobos abhängt. Hier müßt Ihr im Augenblick die Dinge gehen lassen, wie sie sind, aber allmählich an Ersatz denken.“

„Don Juan de Zuñiga gibt sich rauh und hart, aber Ihr dürft nie vergessen, daß er Euch vollkommen ergeben ist und nur Euer Bestes will. Ihr solltet Euch ihm weiter auf alle Weise dankbar erweisen für das, was er schon an Euch getan hat — im Gegensatz zu vielen anderen, die nur bestrebt sind, Euch zu Willen zu sein. Zuñiga ist eifersüchtig auf Cobos und den Herzog von Alba; er hält eher zur Partei des Kardinals von Toledo und des Grafen Osorno. Zuñiga und Cobos stammen außerdem aus ganz verschiedenen Verhältnissen, und auch Don Juan hätte für seine vielen Kinder gern mehr Einkünfte. Doch werden Euch gerade diese beiden, jeder in seiner Art, am besten dienen; zwingt sie dazu, daß sie sich vertragen. In allem, was die Haltung Eurer Person angeht, könnt Ihr keinen besseren Ratgeber finden als Don Juan. Betrachtet ihn nicht mehr als Euren Erzieher, sondern als Euren und meinen ergebenen Diener. Werdet nicht ungeduldig. Es wird der beste Beweis Eurer Tugend sein, wenn Ihr Euch darin überwindet.“

„Den Bischof von Cartagena kennt Ihr als einen vortrefflichen Mann. Er war vielleicht nicht der geeignetste für Euren Unterricht, da er Euch zu-

viel entgegenkam. Nun ist er Euer Hofkaplan, und Ihr beichtet ihm. Hoffentlich ist er in Gewissenssachen gegen Euch nicht so milde wie beim Lernen. Bisher wäre das nicht gefährlich gewesen; in Zukunft könnte es doch der Fall sein. Achtet wohl darauf, denn es gibt nichts Wichtigeres als die Seele, und es liegt viel daran, daß man es in den Anfängen des Mannesalters sehr ernst damit nimmt, um sie zu gewöhnen, gut und wohlgeordnet zu sein. So folgt seinem Rat gerade in den Zeiten, da Ihr von Eurer Frau abwesend seid. Vielleicht wäre es sogar gut, daß Ihr den Bischof nur Euren Hofkaplan sein ließe, aber einen jungen strengen Bruder zum Beichtvater nähmet.“

„Ich spreche nicht von (Loansa) dem Kardinal von Sevilla, dem Präsidenten des Indienrats; er würde besser zu seiner Kirche zurückkehren, als am Hofe leben. Er war hervorragend in Staatsangelegenheiten und wäre es noch ohne seine Kränklichkeit. Er hat mich in Personenfragen gut beraten. Seine Schwäche und der Gegensatz zum Kardinal von Toledo hemmen ihn. Hat er den Wunsch, den Hof zu verlassen, so werdet Ihr gut tun, dem zu entsprechen, doch so, daß es keineswegs als Ungnade erscheint.“

„Der Präsident von Castilien ist ein guter Mann, aber nicht das, was man in seiner Stellung brauchen würde. Ich finde nur keinen besseren. Sein gutes Einvernehmen mit Cobos empfiehlt ihn, doch nur bedingt; Cobos wird ihn eher in seinen Schwächen bestärken, als ihn davor bewahren; es wäre also gut, ihn zu stützen. Der Graf Osorno ist schlau und nicht ganz offen, jedenfalls so kurz in seiner Rede, daß man nicht hindurchsieht. Als Präsident des Rates der Orden gilt er auch für etwas hochmütig und selbstherrlich; stärkt also seine Räte.“

„In bezug auf Eure Reiche und die Erbordnung will ich Euch keine besondere Vorschrift geben, weil ich selbst nicht ohne Zweifel bin in bezug auf die Niederlande und Mailand. Meine Gedanken werdet Ihr in meinen Testamenten und Codicillen kennenlernen.“

„Für die Angelegenheiten der großen Politik aller Länder habt Ihr keinen besseren Berater als Granvelle. Er hat auch seine Interessen in Burgund und in seinen Söhnen, doch halte ich ihn für treu. Für seine Verwendung in Eurem Dienst gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder Ihr haltet ihn bei Euch, und das würde ich für die Anfänge durchaus empfehlen, damit Ihr Euch über alles unterrichtet; oder aber Ihr verwendet ihn im Rat der Niederlande. Ist er abwesend, so wird ihn am besten sein Schwager, der Abt von St. Vincent, vertreten. Übrigens hat Granvelle seinen Sohn, den Bischof von Arras, sorgfältig ausgebildet, ich glaube in der Absicht, daß wir uns seiner bedienen. Er ist noch jung, besitzt aber gute Anlagen.“

„Ich müßte Euch noch vieles sagen, mein Sohn. Allein, was ich Wichtiges noch zu sagen hätte, ist so dunkel und voller Zweifel, daß ich Euch doch nicht entscheidend raten kann, da ich selbst noch unentschlossen und vielfach im unklaren bin. Es ist ja einer der Hauptgründe meiner Fahrt, Klarheit über das zu gewinnen, was wir tun müssen. Haltet Euch in Gottes Willen und laßt alles andere auf sich beruhen, wie ich mich auch bemühe, meine Schuldigkeit zu tun und mich in die Hände dessen zu befehlen, der Euch seine Seligkeit schenken möge, nachdem Ihr in seinem Dienst Eure Tage werdet vollendet haben.“

„Ich der König.“

In alle diese Ermahnungen an den Sohn, denkwürdig als solche, strömten unverkennbar zugleich die eigenen Erlebnisse des Kaisers aus. Der Reflex seiner Jugend ist fast greifbar. Unmittelbarer noch die tiefreligiöse Durchblutung seines Wesens. Diese Testamente sind manchmal, wie bei Augustinus, Konfessionen im Gebetsstil. Mir scheint es nicht zu trivial, zu sagen, daß eben darin die im letzten unentschlossene Art des Kaisers ihren höheren Stil gefunden hat; er beschied sich gläubig, wo er seine Grenzen fühlte.

Auf solcher Grundlage ruhte am Ende auch seine dynastische Staatsidee. Der Kaiser glaubte sein Haus „berufen“ zum weltlichen Hirtenamt, und dieser Berufung mußten sich alle menschlichen Rücksichten unterordnen. Als Herrscher stand er seinen Untertanen gegenüber; auch den Granden, die er aus der Regierung ferngehalten wissen wollte, wobei er sich vorbehielt, sie im militärischen oder diplomatischen Dienst zu verwerten. Sehr merkwürdig der Versuch, in der Umgebung des Regenten die moralischen und die intellektuellen Kräfte, nötigenfalls durch entgegengesetzte Naturen, zusammenzubinden. Einiges, wie die Idee der Verwendung Granvelles, reichte weit über seine Lebenszeit hinaus. Seine Kriegspläne gegen Frankreich erscheinen noch primitiv und immer aus den gleichen Motiven geformt, aber wenigstens durchdacht und durch Würdigung des Nachschubs an Lebensmitteln, Munition und Finanzen über die ältere Zeit hinausragend.

Aber was waren die ungelösten Fragen? Weder Frankreich, noch Cleve, noch auch eigentlich die dynastische Erbteilung, die er ja ausdrücklich dem Sohn überließ. Auch nicht die Finanzen. In allen diesen Dingen hatte er seine Meinung deutlich gesagt. Es können also nur die Kirchenfragen gemeint sein, in denen sein Entschluß noch nicht zur vollen Reife gekommen war, so wenig in seinem Verhältnis zum Papst wie zu den deutschen Protestanten.

Ich denke, es paßt in das von uns bisher gewonnene Bild, daß Karl hier noch immer den Weg der Güte wünschte, daß er noch immer auf das Kaufen Gottes über sich horchte, gewiß auch bereit zum Eingreifen, — wenn es sein Wille sein sollte, mit den Waffen in der Hand.

Dieses Leben ging, in sich selbst erwartungsvoll, der Zukunft gläubig entgegen.

Busseto und Nürnberg 1543

Als sich der Kaiser Weihnachten 1542 zu Alcalá de Henares von seinen Töchtern trennte und dann am 12. Mai 1543 auf der See von Palamos schweren Herzens Spanien verließ, um über Genua nach Deutschland zu gelangen, war es ein Abschied für viele lange Jahre. Als Regent sollte er nicht wieder in dieses Land zurückkehren. Das ahnte er jetzt nicht, klarer über seine Pflichten als über die Lage der Welt.

Er hatte die ausgiebigsten Vorbereitungen getroffen, spanische Knechte über den Ozean in die Niederlande gesandt, Anweisungen zur Annahme von Fußvolk und Reitern nach Italien und Deutschland vorausgeschickt. In den letzten Monaten war er sogar in der Lage gewesen, seine Mittel aus einer neuen Quelle gewaltig zu vermehren. Der König von Portugal zahlte ihm die Hälfte der Mitgift seiner Schwiegertochter mit 150 000 Dukaten noch in Spanien, die andere Hälfte durch Anweisung auf Antwerpen. Offenbar waren es diese Millionen, die nun sein großes Unternehmen in erster Linie finanzierten. Man spürte, daß er sich freier bewegte. Von Genua aus begleiteten ihn Ferrante Gonzaga, den er zu seinem Oberbefehlshaber machte, sodann der Marchese del Vasto nebst Gemahlin, ein stattlicher Hof, 3000 Spanier, 4000 Italiener und 500 leichte Reiter. Weitere 16 000 Knechte und 2000 Reiter sollten zum 20. Juli in Speyer bereitstehen; ebenso die Artillerie unter Marignano, Lebensmittel, Pioniere, Schiffe, Munition.

Es galt im letzten Ziel Frankreich.

Aber das Bollwerk Cleve war vorweg zu nehmen und wie immer der Versuch zu machen, im Sinne der Kaiserpolitik gegen Ungläubige und Ketzer auch den Papst auf seine Seite zu ziehen. Das war ihm bei Leo X, bei Adrian und bei Clemens VII, wenn auch in wachsend schweren Kämpfen gelungen. Er hoffte auch jetzt auf das gleiche. Aber Paul III war der zäheste in dieser Reihe der Nachfolger Petri.

Alessandro Farnese hatte den Apostolischen Stuhl nun fast neun Jahre inne. Einer alten Familie in der Gegend von Bolsena entstammend, hatte er sein Glück am Hofe Alexanders VI durch seine schöne Schwester Giulia gemacht und selbst das Leben eines Renaissanceprälaten in vollen Zügen genossen. Mittlerweile war er 75 Jahre alt; auf dem wundervollen Familienporträt in Neapel durfte Lizian mit voller Unbefangenheit seine leiblichen Enkel, den Kardinal Alessandro Farnese und den Herzog von Camerino, Ottavio Farnese, je in pathetischer oder devoter Haltung, neben ihm darstellen. Aus der unbeschreiblich schönen Symphonie der Farben und der Charaktere blickt die Physiognomie des alten Papstes und Großvaters mit jenem unangreifbaren Eigenwillen, zu dem sich Begabung und Temperament durch ein langes und reiches Leben verdichtet hatten. Wir haben früher sein kluges und verständnisvolles Verhalten zur kirchlichen Reform kennengelernt. Aber sein Familienehrgeiz erwies sich um so mehr als die Dominante seines Wesens, je kräftiger er durch die Mächte der Zeit genährt wurde. Ottavio hatte des Kaisers Jugendtochter Margarete zur Frau. Für des Papstes Enkelin Vittoria dachte man immer wieder an den Herzog von Orléans; und für jedes dieser Paare träumte man im Schoß der Familie Farnese von dem reichsten Herzogtum Italiens, von Mailand.

Umgeben war der Papst damals von seiner Familie und einer Mehrzahl französischer Kardinäle. Als es dem Kaiser nach sehr mühsamen Verhandlungen gelungen war, den Papst zu einer Zusammenkunft zu bestimmen, vermied man Parma wegen staatsrechtlicher Schwierigkeiten, wählte aber das nahegelegene kleine Busseto. Dahin kam der Papst am 21. Juni mit vierzehn kaiserlichen Kardinälen, während die neunzehn französisch gesinnten zurückblieben. Man war an der Kurie über die im vorigen Herbst erlassene spanische Pragmatica mit dem Ausschluß der Ausländer von den spanischen Pfründen ebenso erregt wie über das ruchbar gewordene Bündnis des Kaisers mit England.

Das waren die Hemmungen von Busseto. Auf der anderen Seite war Mailand in festem Besitze des Kaisers, Ottavio sein Schwiegersohn, der König von Frankreich (was auf der ganzen Welt nur der Papst nicht wissen wollte) offen mit den Türken verbündet und die Lösung der deutschen Wirren allein durch den Kaiser möglich.

Er hatte jetzt Granvelle wieder bei sich, der am 13. Juni aus Deutschland bei ihm eingetroffen war, nachdem er Weltwyß vorhergesandt hatte. Mit dem persönlichen Austausch zwischen Papst und Kaiser gingen Besprechungen der Minister und Kardinäle Hand in Hand. Über alles berichtete der Kaiser ein paar Tage später fast gleichlautend an Ferdinand und Marie.

Die Kurie erneute ihre hergebrachten Friedensvorschläge. Der Kaiser erklärte ziemlich unverblümt, das sei Zeitvergeudung und heiße ihn zum Narren halten, besonders angesichts der bereits vollzogenen Vereinigung der französischen und der türkischen Flotte. Der Papst zog das in Zweifel und wehrte sich aufs äußerste gegen jede Erklärung zu Ungunsten Frankreichs, dessen Obödienz in Frage steht. Aber zur Türkenabwehr in Ungarn wolle er doch 4000 Italiener stellen. Wegen des Konzils schob er die Entscheidung hinaus, obwohl der Kaiser ihm die Dringlichkeit des Festhaltens an Trient sehr ans Herz legte. Die Hauptsache wurde der Erwerb von Mailand für das Haus Farnese. Aber die Verhandlungen blieben auch hier stecken. Die Forderung des Kaisers von zwei Millionen Dukaten erschien dem päpstlichen Hause denn doch zu hoch. Immerhin ließen die Kardinäle Farnese und Cervino den Kaiser durch Granvelle wissen, daß zwar diese Sache mit den großen Angelegenheiten der Christenheit nicht in unmittelbare Verbindung gebracht werden dürfe, man aber selbst in der bisher vergebens behandelten Frage der Ernennung kaiserlicher Kardinäle entgegenkommen würde, falls sich hier und in bezug auf Frankreich ein Weg finden ließe, womit dann wohl auch die Verbindung der Vittoria mit Ascanio Colonna statt mit Orléans gemeint war.

In diesem Zusammenhange muß es geschehen sein, daß eine Persönlichkeit, die uns bald näher beschäftigen wird, dem Kaiser in unerhört scharfer Form ihre Bedenken gegen jeden Verzicht auf Mailand vorhielt. In Don Diego Mendoza, dem Gesandten bei der Signorie von Venedig, schien der Geist Gattinaras und seiner Sekretäre wieder aufzuerstehen. „Alle Welt weiß, daß nur der Papst Euch in alle früheren und gegenwärtigen Schwierigkeiten gebracht hat. Welcher Fürst hat Euch mehr geschadet als er? Die Blinden vermögen zu sehen, daß auf ihn alles zurückgeht, was der Franzose Euch angefan hat, und folglich auch alle Untat der Türken. Herr! Haltet das Eure zusammen und stärkt Eure Macht und Reputation! — Dieses Fürstentum an eine natürliche Tochter zu geben, wo es für Euren einzigen Sohn und Erben eine große Sache wäre, widerspricht aller Vernunft.“ Gegenüber jeder Anwandlung von Schwäche, daß Mailand hergegeben werden könnte, da es ja nur mit den Waffen erobert sei, beschwor Mendoza den Geist der Geschichte selbst. „Julius Cäsar pflegte zu sagen, Sulla habe die Diktatur nur aufgegeben, weil er unbewandert gewesen sei in der Geschichte. Eure Majestät würden noch geringere Kenntnisse darin zeigen, wenn sie Mailand aufgäbe, da sie von Reiches wegen mehr Unrecht darauf besitzt als Sulla auf die Republik. Ich frage Eure Majestät, welches Recht hatten die Römer

auf die Herrschaft über die Welt, die Goten auf Spanien, die Franken auf Gallien, die Vandalen auf Afrika, die Magyaren auf Ungarn, die Angeln auf England — als ihre Tapferkeit und ihre Waffen? Seitdem die Welt steht, hat es kein anderes Unrecht auf eine Herrschaft gegeben als dieses, das Recht der Waffen. Treibt Euch aber das Gewissen, so müßt Ihr auch Spanien aufgeben. Denn der einzige Unterschied zwischen den Herrschaften liegt nur darin, daß die einen älter, die anderen jünger sind. Mailand aber bleibt das Eingangstor zu Italien. Gelangt es etwa in die Hände der Franzosen, werden Euch alle Eure Freunde in diesem Lande verlassen.“

Die Sorge Mendozas war übertrieben, aber es bleibt beachtenswert, gegen welche scrupelhaften Gedanken des Kaisers seine Räte ankämpfen mußten. Noch mehr freilich, daß derselbe Kaiser seine kirchenpolitische Vertretung am Konzil schon damals in die Hände eines so entschlossenen Vertreters staatlicher Machtpolitik gelegt hatte.

Die Zusammenkunft von Busseto schloß in der üblichen Weise mit freundlichen Versicherungen. Dem Kaiser aber blieb als Haupteindruck, daß der Papst „sehr bedacht sei auf die Vergrößerung seines Hauses, und daß die Seinigen großen Appetit zeigten“. Die weiteren Verhandlungen wurden dem neuen kaiserlichen Gesandten an der Kurie Juan de Vega überlassen. Er sollte noch manche heftige Aussprache mit den Farnese haben, und auch die Kaisertochter Margarete entwickelte sich im Schoße der ihr verhassten Familie als glühende Verehrerin ihres kaiserlichen Vaters zu einer aufmerksamen Beobachterin. Juan de Vega wurde nach seiner ersten Audienz bald zusammen mit ihr und ihrem Gemahl Ottavio Farnese beim Papste eingeladen, erinnerte aber den Papst vergebens an sein Versprechen, auf die kaiserliche Seite zu treten, sobald die Vereinigung der Franzosen mit den Türken im Mittelmeere offenbar werde. Nach dem Besuch der Türken in Toulon und der Wegnahme von Nizza war daran wirklich nicht mehr zu zweifeln.

Von Granvelle wird der Kaiser in denselben Tagen auch ein Bild von dem Stand der deutschen Angelegenheiten erhalten haben.

Die beiden Reichstage von Nürnberg im Herbst 1542 und im Frühjahr 1543 hatten eine bedeutsame Klärung der Verhältnisse gebracht. Für König Ferdinand waren sie sehr unerquicklich verlaufen. Zuletzt verhandelte er gar nicht mehr mit den Reichsständen in ihrer Gesamtheit oder mit ihren drei Gliedern, Kurfürsten, Fürsten und Städten, sondern nur noch mit den Schmalkaldischen und den Altkirchlichen. Nach unzähligen und unfäglich schwierigen Besprechungen mit allerlei peinlichen Zwischenfällen erhielt er nur von den Alt-

kirchlichen die Türkenhilfe. Die Schmalkaldischen wollten sie an Bedingungen knüpfen, die weder König Ferdinand und die Vertreter des Kaisers, noch viel weniger die Altkirchlichen anzunehmen geneigt waren. So erfolgte am 23. April der Abschied ohne Mitwirkung der Protestanten. Als sie durch den sächsischen Kanzler Burkhardt in aller Form protestieren wollten, schnitt ihnen der König das Wort ab. Der Kanzler brachte kaum die Anrede „Allerdurchlauchtigster König“ heraus, als Ferdinand sich auch schon erhob und aus dem Saale stürzte.

Damit lagerte über dem Ende dieses Reichstages schon eine ähnlich schwüle Stimmung wie 65 Jahre später über dem Regensburger Reichstag von 1608, auf dem die Stände zum ersten Male überhaupt ganz ohne Abschied auseinander gingen, um sich als Union und Liga wieder gegenüberzutreten. Auch Ferdinand und Granvelle mochte nach soviel vergeblicher Mühe schon jetzt nur noch das Mittel der Waffen vorschweben.

Und eben dafür hatte nun Granvelle auf seine Art das Feld bereitet. Die ihm neben anderen anvertrauten Rüstungen erleichterten ihm vor allem die Pflege der Beziehungen zu den jüngeren protestantischen Fürsten. In einem aufschlußreichen Bericht an den Kaiser äußerte er sich darüber, besonders über den Pfalzgrafen Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken, später auch Schwiegersohn Philipps von Hessen; noch mehr befriedigte ihn der 21 jährige Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, dessen Persönlichkeit ihm jetzt viel besser gefalle als früher, wo er ganz unter dem Druck seines Oheims Georg gestanden habe. Der Markgraf trat wirklich als Reiterführer in kaiserliche Dienste. Das erfuhr sein Vetter Hans von Küstrin, der 29 jährige Bruder des Kurfürsten Joachim; obwohl Schwiegersohn Herzog Heinrichs von Braunschweig, war er doch ausgesprochen protestantisch, ehrgeizig, auch erpicht auf klingenden Gewinn, und nun eifrig bemüht, durch Vermittlung seines Schwiegersvaters ebenfalls dem Kaiser zu dienen — eine Reserve für später.

Weitaus der wichtigste unter diesen meist jungen Herren, die fortan auch das Leben des Kaisers entscheidend mitbestimmen sollten, wurde Herzog Moriz von Sachsen — nach der kurzen Regierung seines schwachen Vaters Nachfolger in dem reichen Fürstentum Herzog Georgs, Nachbar der Krone Böhmen. Man meint wohl, er sei als Staatsmann erst beim Kaiser in die Schule gegangen. Allein sein Leben hatte ihn schon in früher Jugend zum aufmerksamen Politiker erzogen. Lebhaft, aufgeweckt, von brennendem Ehrgeiz war der jetzt 22 jährige Fürst durch seine energische Mutter, die mecklenburgische Katharina, zu Haus kurz gehalten und deshalb nur um so vollkommener unter den Einfluß des ihm zum Schwiegervater bestimmten Landgrafen Philipp geraten. Vor zwei Jahren

hatte er gegen den Willen der Eltern verfrüht dessen 14 jährige Tochter Agnes geheiratet, längst stolz auf das Vertrauen, das dieser glänzende Fürst ihm, dem jüngeren Freunde, bereitwillig schenkte, nicht am wenigsten durch Einweihung in die ebenso pikante wie hochpolitische Angelegenheit seiner Doppel-ehe. Am schwiegerväterlichen Hofe sah er sich als politische Persönlichkeit früh gewertet, und auf den Landgrafen gestützt hat er sich jahrelang gegen die Eltern und ihre Räte behauptet, freilich auch mit in den Regensburger Vertrag hineinziehen lassen.

Jetzt war er nicht in Person mit in Nürnberg, sondern durch seinen Rat Christoph von Carlowitz vertreten. Dieser aber erlag dort völlig den überlegenen Künsten Granvelles, der ihn umgarnte und ihm mit durchaus unvorsichtiger Berechnung ins Gesicht sagte, sein Herr brauche sich vor dem Kurfürsten Johann Friedrich nicht zu fürchten; der Kaiser könne eines Tages wohl auch über die Kur anderweitig verfügen. Das war ein erstes Aufblitzen der Versuchung. Die Verhandlungen wegen eines Dienstvertrages zerschlugen sich noch, da Moritz mit einem kleinen Reiterkommando nicht zufrieden war und vom Kaiser viel zu große Zugeständnisse in bezug auf die ober-sächsischen Bistümer verlangte. Aber der Verlauf der Verhandlungen lehrte Granvelle doch den Preis kennen, um den man eines Tages Moritz von Sachsen würde haben können. Der Herzog beschränkte sich einstweilen darauf, dem römischen Könige noch im Herbst eine Türkenhilfe von 300 Reitern und 1000 Knechten zu stellen, die er bis zum Abzug der Türken von Komorn in Ungarn ließ.

Die Führer der Schmalkaldischen, denen diese Dinge doch irgendwie zu Ohren kamen, beschlichen wohl geheime Sorgen, und der immer noch wachsame Landgraf äußerte sie in seiner drastischen Sprache gegenüber Kursachsen. „Wenn Euer Lieb, Herzog Moritz und wir so evangelisch weren, wie wir das auf den Ermeln führen, so würden wir miteinander nicht so sehr zanken, wie uns dann Christus und Paulus solches lernen, sondern wir sollten wol auch bedenken die geschwinden Läufl, die iso vor Augen sind. Denn wir besorgen warlich, daß es mit diesem Zanken ergehen wird, wie es Maus und Frosch im Krieg erging, da sie der Weihe all beid hinwegnahm und fraß.“ Er klagte, „wie löchericht und haufellig unsere Verstendnus ist — darum wir, so lang wir's tun mögen, zu singen gedenken: Da pacem domine in diebus nostris“.

In Wahrheit folgte jeder seinen Leidenschaften und landschaftlichen Bedürfnissen, was den Kaiserlichen nicht entging. Zieht man die Summe, so mochte der Wert der politischen Refognoszierungen Granvelles den mageren Ertrag des Reichstags für die Habsburger wettmachen.

Triumph über Cleve. Landrecy und Cambrai

Unterdessen kam die clevisch-geldrische Angelegenheit zur Entscheidung. Im Frühjahr hatte Herzog Wilhelm das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen, und sein Schwager Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen seine Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund beantragt. Landgraf Philipp verhinderte sie entsprechend der gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtung. Einen von befreundeten Fürsten vorgeschlagenen Waffenstillstand lehnte der Herzog seinerseits ab. So beschied auch Granvelle eine letzte Anfrage des sächsischen Kanzlers am 12. August mit dem Hinweis auf die Waffen.

Ganz anders als in dem friedlichen Gewand von 1530 oder 1541 trat nun der Kaiser in Deutschland auf. Wir spüren den fast unheimlichen Eindruck, den er jetzt machte in dem literarischen Porträt, das ein gewiß unvoreingenommener Beobachter, Martin Bucer, in diesem Herbst dem Züricher Reformator Bullinger vermittelte. „Der Kaiser ist von klarem Geist und zäh in der Verfolgung seiner Pläne. Mit Granvelle und einem Spanier bespricht er seine Angelegenheiten, aber nicht alles. Er war (1541) geneigt, den Artikel der Rechtfertigung, Priesterehe und Laienkelch zuzugestehen. Da er damit nicht zum Ziele kam, griff er zu den Waffen, um Herr in Deutschland zu bleiben. Mit erstaunlicher Beweglichkeit tut er alles, er antwortet deutsch und mustert selbst sein Heer. Kaiserlich sind Worte, Laten, Blicke, Haltung, auch seine Geschenke. Selbst diejenigen, die lange um ihn gewesen sind, staunen über seine gegenwärtige Frische, Unmittelbarkeit, Energie, Strenge und Majestät. Dieser Kaiser könnte gar vieles, wenn er ein deutscher Kaiser sein wollte und ein Diener Christi!“

Am 17. August traf der Kaiser in Bonn ein, wo er von dem Kurfürsten von Köln verlangte, Bucer und Hedio zu entfernen. Dann zog er gestreckts vor Düren, das mit Mauern und Wällen für uneinnehmbar gehalten wurde und eine Übergabe kühn ablehnte. Ein Herr von Blaten verteidigte es tapfer. Aber die kaiserlichen Geschütze rissen tiefe Breschen in die Mauern, und der fünfte Sturm, am 23. August, gelang vollkommen. Das Schicksal der armen Stadt war schrecklich, und es bedeutete einen kargen Trost, daß der Kaiser Geld gab zum Wiederaufbau der Häuser. Das befestigte Jülich wagte gar keinen Widerstand. Ende des Monats lag der Kaiser vor Roermond, der ersten geldrischen Stadt. Auch sie ergab sich, am 2. September.

Weiter ging es auf Venloo. Und in das Lager vor Venloo kam nun der ganz hilflose, von allen Freunden im Stich gelassene junge Herzog aus Düsseldorf, um sich kniefällig zu unterwerfen. Alle Schuld schob er sehr unfürstlich auf seine

Räte. Er erhielt die kaiserliche Gnade nach Verzicht auf Geldern und Zütpfen, Lösung aller seiner Bündnisse und reumütige Rückkehr zu den katholischen Bräuchen.

Für die deutsche Reformation war dieser Zusammenbruch eine Einbuße ungeheurer Möglichkeiten, denn an den Ausichten für den Protestantismus am Niederrhein hing das Erzstift Köln, dessen Kurfürst Hermann von Wied, wie angedeutet, bereits ganz in reformatorischen Neigungen lebte. Es hing daran auch das Schicksal der reichen niederrheinisch-westfälischen Landschaften mit ihren Bistümern von Lüttich bis Münster und Paderborn. Nicht minder das Bekenntnis der Niederlande selbst.

Der Kaiser triumphierte.

Der erste Teil des großen Planes war ihm überraschend schnell und vornehmlich durch seine gesammelte Energie gelungen. Er sicherte sich den guten Fortgang schon durch seine Mäßigung. Der Herzog von Cleve behielt alle seine Länder und wurde ein paar Jahre später für die ohnehin notwendige Lösung von seiner ungebärdigen französischen Braut durch die Tochter des römischen Königs entschädigt. Der Kaiser aber schrieb rückblickend auf diesen kurzen Feldzug in seine Memoiren die für ihn und für uns denkwürdigen Worte: „Diese Erfahrung öffnete dem Kaiser die Augen und erleuchtete seinen Sinn darüber, daß es nicht nur nicht unmöglich, sondern im Gegenteil sehr leicht sei, einen solchen Übermut mit Gewalt zu bändigen, wenn es nur unter den rechten Umständen und mit den gehörigen Mitteln geschieht.“ Wir werden uns dieser Bemerkung später wieder erinnern.

Immerhin, wenn in allem menschlichen Handeln Umsicht und Sorgfalt Unterpfeiler des Gelingens sind, so hatte der Kaiser seinen Erfolg verdient; mehr noch, wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welcher Sorge er an diese Unternehmung herangegangen war und mit welchem Mute er sie durchgeführt hatte, unbekümmert um die Widerstände in Spanien und die Gefahren der Überfahrt, vorbei an den feindlichen Küsten und an der französischen Stellung in Piemont, dem ungewissen Schicksal entgegen, das ihm eine scheinbar mächtige Koalition bereiten konnte. Die Heimsuchung der Niederlande während des letzten Jahres war in frischester Erinnerung. Natürlich lagen die objektiven Bedingungen des Erfolgs nicht zuletzt darin, daß die Verbündeten den Herzog von Cleve im entscheidenden Augenblicke schmählich im Stiche ließen, Frankreich und Dänemark so gut wie die deutschen Fürsten.

Aber der Kaiser sah mit Recht darin ein politisches Versagen und einen Verlust an Kredit für die Zukunft. Auch er dachte sich auf eine Koalition zu stützen.

Noch aus dem Lager von Venloo sandte er am 12. September den jungen Chantomay, Granvelles zweiten Sohn, nach England, um dem Könige seine Erfolge zu melden. Durch Preisgabe Cleves, ließ er betonen, habe der König von Frankreich in Deutschland allen Glauben verloren. Nun wolle er gegen ihn den Feldzug fortsetzen, um gute Vorbereitung zu tun für das nächste Jahr. Leider fehle es ihm gerade jetzt wieder an Geld, und er bitte den König um 150 000 Dukaten, die Kosten seiner Armee für einen weiteren Monat. Könne der König ihm das Geld nicht schenken, so sei er auch bereit, es in vier bis fünf Monaten aus seinen Mitteln in Spanien, aus Indien oder aus Bewilligungen der Niederlande zurückzuzahlen. Die Verlegenheit war peinlich.

Überhaupt stellten sich die alten Schwierigkeiten in der Lage des Kaisers alsbald wieder ein, als er sich statt der begrenzten Herrlichkeit des Herzogs von Cleve der umfassenden Macht Frankreichs gegenüber sah. In dem politischen Testament für seinen Sohn hatte er es noch offen gelassen, ob er durch den König von Frankreich in die Verteidigung gedrängt werde oder ihn angreifen könne. Cleve hatte er angegriffen. Gegen Frankreich mußte er sich tatsächlich bald wieder verteidigen. Denn die Franzosen hatten soeben Luxemburg zum zweiten Male genommen. Sein eigener Vorstoß durch den Hennegau über Mons und le Quesnoy kam vor Landrecy an der Sambre zum Stehen und verwandelte sich in Abwehr, als ein starkes französisches Entsatzheer herannahte, dem er eine Feldschlacht anbieten mußte. Die Königin und Granvelle befürchteten das Schlimmste von dem Ungestüm des Kaisers, da sie die französische Armee für erheblich überlegen hielten. Dem Kaiser war es bitter ernst. Er bereitete sich feierlich auf die große Entscheidung vor; am 28. Oktober beichtete und kommunizierte er. Am 2. November brach er mit seinen Truppen auf, dem Feind entgegen. Der venezianische Gesandte meinte, man stehe vor dem größten Ereignis des Jahrhunderts. Da entzog sich König Franz in der Nacht dem Zusammenstoß.

Die Verfolgung, zu spät angefaßt, brachte keinen großen Gewinn. Dafür hatte die Belagerung von Landrecy im günstigsten Augenblicke abgebrochen werden müssen. Den Franzosen gelang sogar der Entsatz. Sie behaupteten Luxemburg, Yvoy, Landrecies und Guise.

Gewiß bleibt es erstaunlich, daß der Kaiser im vollen Winter, zeitweise bei sehr schlechtem Wetter, gequält von der Gicht, überhaupt im Felde aushielt. Erst die zunehmenden Winterregen, die Unpassierbarkeit der Wege und der leidige Mangel an Geld „trotz neuer Wechsel aus Spanien“ zwangen ihn nach seinem eigenen Geständnis zum Rückzuge an die Schelde.

Hier aber trug er wenigstens noch einen politischen Erfolg großer Tragweite davon. Sein Ansehen und seine Truppen reichten vollkommen aus, das Bistum Cambrai, dessen Hirte zu Frankreich neigte, durch eine Zitadelle mit Garnison fest in seine Hand zu nehmen und damit die Niederlande, die bei seinem Regierungsantritt ein von Geldern und den verschiedenen Teilen der Bistümer Utrecht und Cambrai durchsetztes lockeres Bündel von Ländern gewesen waren, nach und nach zu einer geschlossenen Herrschaft zusammenzufassen. Daß dem Reiche damit kein Abbruch geschehen solle, schrieb er dem römischen Könige am 19. November ausdrücklich. Allein, wenn er das Reichsbistum wirklich gegen Frankreich schützte, das seine Hand schon danach ausstreckte, so meinte er doch zunächst die Erblande. Von den erfolgreichen Bemühungen um Lüttich war schon die Rede.

Er griff noch weiter aus. Wenn auch Luxemburg teilweise noch besetzt war, so schien es doch zur Sicherung der Erblande, insbesondere des dazugehörigen Diederhosen, nötig, sich auch um die benachbarte Reichsstadt Metz zu kümmern. Der Kaiser berührte damit zum zweiten Male das für die Habsburger so spannungsreiche Problem Erblande und Reich. Die Einfügung von Metz in einen wirklichen Staat wäre nicht erst 1871 ein wirksamerer Schutz gewesen gegen Frankreich, als die Reichsstandschafft. Es kam nicht dazu. Aber durch die Energie des von Marie entsandten Rates Charles Voisot gelang zum mindesten eine nachdrückliche Demonstration im kaiserlichen Sinne. Voisot berichtete, daß die Patrizier mehr französisch als burgundisch seien, sich aber gern als gut kaiserlich bezeichnen, um „neutral“ bleiben zu können. Einen protestantischen Predikanten, der in der Stadt starken Anklang gefunden hatte, wies er aus, und den Metzern erteilte er in einer von den herrschenden Paraisgen-Familien nicht gewünschten Bürgerversammlung scharfe Weisungen, insbesondere wegen etwaiger Kriegs- und Lebensmittellieferungen an Frankreich. Karl schrieb befriedigt darüber an seinen Bruder.

Seine Politik blieb wachsam. Mußte er sich dem gebieterischen Halt des Winters fügen, so ließ er sich doch nicht aufhalten in den Vorbereitungen für das nächste Jahr. Wiederum kam manches dem Kaiser entgegen. Die deutschen Fürsten in seinem Heere billigten sein Vorgehen in Cambrai. Auch Herzog Moriz, der sich bei den gescheiterten Verhandlungen nicht beruhigt hatte. Sein Geltungsbedürfnis und seine unstillbare Neugier auf das unbekannte Große, die Wurzeln so vieler menschlicher Leistungen und Sünden, hatten ihn doch persönlich an den Kaiserhof getrieben. Er war nun das erstemal dort und öffnete sich den mannigfachen Eindrücken. Er sah sich auch hier als politische Persön-

lichkeit geachtet, nahm teil an der Winterkampagne bis nach Cambrai und kehrte dann heim — freilich mit dem Danaergeschenk einer kaiserlichen Vermittlung zwischen dem Herzog von Braunschweig, den er am Hof persönlich traf, und den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes. Besser konnte man ihn nicht von den Seinigen fernhalten und seine weitere Verwendung im Dienste des Kaisers einleiten.

Über den Kanal aber ging Ferrante Gonzaga, um mit den Engländern, die bisher nur schüchtern von Calais aus angefeht hatten, den weiteren Kriegsplan vorzubereiten.

Papst und Kaiser. Der Reichstag zu Speyer 1544

Schon in den ersten Tagen des Januar machte sich der Kaiser wieder auf den Weg über Aachen an den Rhein, um den längst angekündigten Reichstag in Speyer seinem Versprechen gemäß persönlich zu besuchen. Eine Verlegung nach Köln wäre ihm lieb gewesen, doch stellte er den eigenen Wunsch zurück hinter dem Bedürfnis, Ferdinand und den Ständen entgegenzukommen. Denn sein nächstes Ziel war offenbar, die deutschen Fürsten gegen Frankreich zu gewinnen. Da nun kein Zweifel darüber besteht, daß er seit 1541 ernstlich daran dachte, gegen die Protestanten nötigenfalls mit Gewalt vorzugehen, erhebt sich die gewichtige Frage, wie weit das bald sehr schroffe Auftreten gegen die römische Kurie und das befremdende Eingehen auf die Forderungen der Protestanten seiner wirklichen Meinung entsprachen oder nur Mittel der Betäubung und Irreführung der Schmalkaldischen gewesen sind. Auffallend genug war beides. Wir werden die Vorgänge auch unter diesem Gesichtspunkte aufmerksam verfolgen.

Der kaiserliche Gesandte in Rom hatte mit seinem Drängen auf eine Erklärung des Papstes gegen Frankreich kein anderes Ergebnis als die Entsendung des Kardinallegaten Alessandro Farnese gleichzeitig an den kaiserlichen und an den französischen Hof. Für Deutschland sollte ihm der Nuntius Sfondrato zur Seite stehen, ein Cremonese, verwitwet, der Vater des späteren Papstes Gregor XIV, früher auch einmal in kaiserlichen Diensten zu Siena. Darauf besann sich der Kaiser, als er ihm durch Farnese vorgestellt wurde: „Ihr waret mir ein wackerer Diener, falls Euer Kleid Euch nicht gewandelt hat.“ Das Mißtrauen des Kaisers erscheint verlegend, wurde auch so empfunden, aber es war berechtigter, als er selbst noch mußte. Denn diese Mission Sfondratos lag keineswegs im Interesse des Kaisers.

Wir kennen die Instruktion des Nuntius an die deutschen Fürsten, von denen der einige persönlich aussuchen sollte. Sie bezweckte nichts Geringeres, als dem Kaiser in den Arm zu fallen, die deutschen Fürsten zur Intervention zwischen dem Kaiser und Frankreich aufzurufen, wie vor zwanzig Jahren. Das wäre an sich für die bayrische Politik wohl tragbar gewesen, aber gegenüber dem Nuntius besannen sich die Herzöge doch auf ihre Stellung zum Reichsoberhaupt und entschuldigten sich damit. Der Kurfürst von Brandenburg kehrte sogar den Spieß um und verlangte vom Papst, daß er dem türkenbündlerischen Könige von Frankreich endlich den Ehrentitel des „Allerchristlichsten“ entziehe.

Farnese aber hatte den undankbaren Auftrag, wieder einmal Frieden zu stiften mit verbrauchten Mitteln, wie dem Vorschlage einer Abtretung Mailands oder wenigstens Savoyens durch das Reich. Beides mit dem besonderen Anerbieten, daß der König von Frankreich für den Herzog von Orléans anderweitig sorgen und den Kaiser auch von dem Anspruch auf Navarra entlasten werde. Das konnte sich wohl kaum auf die am französischen Hof erwogene Heirat des Herzogs mit der Jeanne d'Albret beziehen. Dazu bedurfte es außerdem, wie der Kaiser bemerkte, erst noch einer Ehescheidung. Oder handelte es sich um eine Anspielung auf die von den Farnese so sehr gewünschte Verbindung zwischen dem Herzog und der Vittoria Farnese, deren Förderung nach einem vertraulichen Briefe des Kardinals Gonzaga die eigentliche Aufgabe der Legation Alessandros in Frankreich gewesen war?

Granvelles Schwager, Bonvalot, dessen außenpolitische Fähigkeiten ja der Kaiser besonders schätzte, hatte vertrauliche Nachrichten vom französischen Hof, zum Teil von der Königin Eleonore selbst, und wußte, daß in Frankreich lebhafteste Abneigung bestand gegen diese neue Mesalliance mit einer Papstnichte. Das königliche Blut habe an einer Medici genug, sagten die Leute. Aber welcher Abgrund gieriger Familienpolitik des alten Papstes tut sich auf, wenn er es wagte, sein hohes Amt zu einer solchen Mission so feierlich zu mißbrauchen; wenn er dem umworbenen französischen Königshause als ersten Liebesdienst zudachte, ihm angesichts des drohenden Angriffs vom Kaiser und von England mit der Autorität des Stellvertreters Christi einen Frieden auf Kosten des Kaisers zu bescheren. Und mit wie schlechtem Gewissen mag der Kardinalnepot, der doch um alles wußte, vor den Kaiser getreten sein!

Der Kaiser war äußerst erregt. Er hatte den Legaten am 20. Januar in Kreuznach durch Granvelle und seinen spanischen Sekretär Idiaquez begrüßen lassen. Am nächsten Tage empfing er ihn in Audienz; anfangs mit großer Selbstbeherrschung. Er antwortete auf die Werbung in längerer Zwiessprache,

stellte einiges richtig, wie etwa den Sinn seiner Angebote der Übertragung Mailands oder der Niederlande an einen Sohn des Königs mit einer Infantin oder einer Erzherzogin, was keinerlei Anerkennung irgendwelcher französischer Rechte, sondern nur seinen Friedenswillen bekunden sollte. Oder, daß es ihn verleze, vom Papst fortgesetzt auf gleicher Stufe mit dem Türkenfreunde Frankreich behandelt zu werden; daß er über Abtretung Sienas nicht verhandle und anderes. Zwischendurch enthielt er sich nicht zu sagen, von gewissen Dingen zu reden sei überflüssig, da man wisse, wie eigensinnig der Papst an vorgefaßten Meinungen festhalte.

Der Kardinal zeigte sich betroffen und enttäuscht und beteuerte seine und Seiner Heiligkeit gute Gesinnung für den Kaiser. Da unterbrach ihn der Kaiser sehr heftig mit dem Hinweis auf alles das, was das Haus Farnese ihm verdanke. „Monsignore, Sie erhielten von uns das Erzbistum Monreale, Ihr Vater Novara, Ottavio unsere Tochter mit 20 000 Dukaten Einkommen. Zwei Freunde, Urbino und Colonna, habe ich Seiner Heiligkeit geopfert — und nun muß ich es erleben, daß der Stellvertreter Christi sich dem Könige von Frankreich oder vielmehr dem Türken anschließt! Er möge sich vorsehen, daß es ihm nicht geht, wie einstens Clemens VII!“ Der Kaiser drohte, er werde auf dem Reichstage die Reform der Kirche selbst in die Hand nehmen und die Mißbräuche abstellen. Solche Töne waren einst aus der Umgebung Gattinaras erklingen. Jetzt kamen sie von den Lippen des Kaisers selbst. Hieß es nicht bei aller Reverenz ähnlich auch in dem Testament für Philipp?

Die schriftliche Antwort des Kaisers, obwohl man Farnese bei der letzten Redaktion mitwirken ließ, war so scharf, daß der Papst sie im Konsistorium nicht vorzulegen wagte. Juan de Vega, der vom Kaiser einen eingehenden Bericht erhielt, verbreitete Abschriften. Auch in Deutschland wußte man von dem ungnädigen Abschied des Legaten. Granvelle hatte ihm noch einmal mit aller Deutlichkeit die Wahrheit gesagt über alle Sünden des Königs von Frankreich, seine gehäuften Vertragsbrüche, seinen Einfall in Savoyen, seine offene Förderung der Lutheraner, sein Bündnis mit den Türken, seine Gefangennahme des Erzbischofs von Valencia, der nur durch Geschenke an seine Freundin, die Frau von Stampes, wieder freigegeben sei, seine Intrigen in Italien — alles dieses gedeckt durch den Papst, für den es von rechtswegen keine andere Pflicht geben sollte, als sich offen mit dem Kaiser zu verbinden.

Der Papst war davon weit entfernt. Aber in Deutschland durchbrach um so sicherer immer wieder der Glaube an den Kaiser das eingewurzelte Mißtrauen wie die gebotene Vorsicht. Selbst Luther schrieb noch am 8. März 1544 an

Amsdorf: „Das Neueste ist das Bündnis von Papst, Franzosen und Türken wider den Kaiser.“

Daß der Legat vor Beginn des Reichstages heimkehrte, entsprach durchaus dem Wunsch des Kaisers, der es seinem Bruder schrieb, aber auch Farnese selbst ins Gesicht gesagt hatte, päpstliche Legaten pflegten auf den Reichstagen die Verhandlungen nur zu erschweren. Erst recht hielt er natürlich die französische Botschaft vom Reichstag fern; der englische Bundesgenosse war durch den Gesandten Wotton vertreten; den Franzosen versagte der Kaiser die Pässe. Sie mußten sich mit einer schriftlichen Botschaft behelfen, und diese erging sich denn auch um so breiter in den schönsten Redensarten von alter Stammesverwandtschaft und in den sadenscheinigsten Entschuldigungen wegen des Türkenbündnisses ihres Herrn. Selbst Abraham, David, Salomo und viele Kaiser, wie Friedrich II, hätten Bündnisse mit den Ungläubigen geschlossen. Gegen Angriffe werde der König die Deutschen schützen, sobald der Kaiser ihm das „Seinige“ zurückgegeben habe. Freilich dürfe man die Türken nicht reizen, wie es der Kaiser durch Wegnahme von Tunis getan habe — als wenn die Barbaren von Afrika nur als friedliche Naturfreunde die Küsten von Spanien, Neapel, Sizilien und Mallorca heimzusuchen pflegten! Eben damals schleppte Barbarossa wieder anderthalbtausend Sklaven davon.

Die deutschen Fürsten ließen sich denn auch keinen Eindruck mehr machen.

Ebensowenig der König von Dänemark, der im beiderseitigen Interesse der Schifffahrt und des Verkehrs den Weg zurück fand von Frankreich und Osee zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande, der ihn im Speyerischen Vertrag anerkannte, während Sfondrato den Pfalzgrafen weiter gegen ihn heizen sollte. Auf die Schmalkaldischen wirkte es vollends überzeugend, daß ihnen der Reichsvizekanzler Navas französische Briefe vorlegen konnte, wonach der König gegen „Rückgabe“ Mailands bereit gewesen wäre, den Kaiser gegen sie zu unterstützen.

Trotz so vieler günstigen Bedingungen gestaltete sich die Durchführung des Reichstags dennoch zu einer schweren Geduldsprobe.

Zunächst dauerte es Wochen, bis die Stände in Speyer erschienen. Als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, der Landgraf am 8. Februar, der Kurfürst von Sachsen am 18. endlich in Person eintrafen, wartete der Kaiser schon wochenlang in höchster Spannung, da ihm wie 1541 in Regensburg kostbare Monate ungenutzt zu zerrinnen drohten. Die Proposition verlangte Türkenhilfe und Unterstützung des Kaisers gegen Frankreich. Diese Forderung trat zum ersten Male auf; sie fand überraschende Zustimmung.

Jedoch von seiten der Protestanten nur unter der Voraussetzung von Zusicherungen in bezug auf „Friede und Recht“, wie sie die Altkirchlichen nicht zu geben gewillt waren. Der Kaiser verlangte den Vortritt für die Beratungen über die Hilfen, stieß aber auf Schwierigkeiten und machte den Vorschlag, daß man in diese Beratungen wenigstens unverbindlich eintrete. Auch das lehnten die Protestanten zunächst ab; zumal sie wegen der alten Zerwürfnisse der Städteboten mit den Fürsten alle Städte auf ihrer Seite wußten. Aber gerade die Führer, Sachsen und Hessen, neigten zum Einlenken; teils wegen der braunschweigischen Sache, die sie allein traf, teils nach den Verträgen der letzten Jahre, den Erfolgen des Kaisers gegen Cleve und dem Wettbewerb mit Herzog Moriz. Noch hielten die Städte, aus Besorgnis für ihren Handel, und die rheinischen Kurfürsten, die das Kriegsfeuer nicht gern allzu nahe hatten, zurück. Alle hofften auch mit einer bloßen Erklärung gegen Frankreich, ohne große Hilfe, davonzukommen. Da lenkten doch die Kurfürsten ein, und im Fürstenrat ließ sich der Landgraf in fast leidenschaftlicher Rede gegen Frankreich vernehmen. Er predigte einmal so hinreißend den Krieg gegen den Feind Gottes und der Christenheit, daß der junge sehr katholische Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, äußerte, der Heilige Geist selber scheine den Landgrafen inspiriert zu haben.

So brachten die im einzelnen überaus schwerflüssigen Verhandlungen von Ende Februar bis zum 4. April dem Kaiser wirklich die stattliche Reichshilfe von 24 000 Knechten und 4000 Reitern auf sechs Monate. Man kann nicht sagen, was wichtiger war, die Bewilligung an sich oder diese offene und einmütige Trennung der Gesamtheit der Reichsstände von Frankreich. Sie machte auch den englischen und venezianischen Gesandten Eindruck. Granvelle war äußerst befriedigt.

Nun aber begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten, weniger in betreff der Aufbringung der Mittel durch Matrikeln oder gemeinen Pfennig, als wegen der Gegenleistung an die Protestanten. Der Kaiser verbot den evangelischen Gottesdienst in der Dominikanerkirche, aber er gab dem Landgrafen den Kreuzgang dafür frei; das tat er doch. So neigte er überall zum Entgegenkommen, soweit er es verantworten zu können glaubte.

Wie früher stritt man über die grundsätzliche Frage einer Ausdehnung kaiserlicher Deklarationen auf neu hinzutretende Anhänger der Augsburgischen Konfession. Granvelle bekämpfte sie leidenschaftlich und in den heftigsten Ausdrücken. Die anfänglichen Erfolge schienen wieder in Frage gestellt, denn alle Bewilligungen waren ja nur bedingt. Da griff der Kaiser zu einem neuen

Mittel. Am 1. Mai ernannte er die ihm ergebenen Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Friedrich von der Pfalz (der seinem Bruder Ludwig am 16. März gefolgt war) zusammen mit dem Reichsvizekanzler und dem Kardinalbischof Christoph Madruzzo von Trient zu Vermittlern.

Indessen, die Altkirchlichen zeigten sich jetzt noch schwieriger als die Protestanten, die sich nur nicht wieder mit einer rechtlich minderwertigen Deklaration abspeisen lassen wollten. Der Kaiser durfte sehr weit entgegenkommen, weil er stets seine Zugeständnisse „bis zu dem zukünftigen Konzil“ befristete. Um so wichtiger freilich, wie dieses Konzil gedacht war. Sehr dringend weiser die Besetzung des Reichskammergerichts, weil damit die praktische Rechtsprechung für Jahre bestimmt wurde. Die entgegengesetzten Forderungen beider Konfessionen aber waren unvereinbar.

Der Kaiser drängte und gab am 24. Mai einen letzten Bescheid. Granvelle drohte. Am 28. Mai kam man mit den Unterhändlern zum Schluß; man fand kein anderes Mittel, als im Sinne der Protestanten die kaiserlichen Zusicherungen in den Abschied selbst aufzunehmen, jedoch im Sinne der Altkirchlichen nicht als Beschluß der Reichsstände, sondern aus kaiserlicher Machtvollkommenheit. Sie beschloffen nicht; sie beugten sich.

So kam es am 10. Juni zum Reichstagsabschied, durch den die Stände außer der Franzosenhilfe noch die in den Reichskreisen aufzubringende „beständige, tapfere Defensivhilfe“ beschloffen, um damit „die beschwerten Christen, Land und Leute von der viehischen Gewalt des Türken zu erretten“. Der Abschied beklagte beweglich den Zwiespalt in der Religion und nahm zur Abhilfe bis zu einem „gemeinen christlichen freien Konzil in deutscher Nation“ „eine christliche Reformation“, auf einem neuen Reichstag zu beschließen. Bis dahin bestimmte der Kaiser „aus unserer kaiserlichen Majestät Machtvollkommenheit, daß hinfüro in der Religion- und Glaubenssachen, auch keiner anderen Ursachen halber, niemand den andern befehlen, bekriegen, überziehen solle, sondern jeder den andern mit rechter Freundschaft und christlicher Liebe meinen“, „kein Stand dem andern seine Untertanen abpraktizieren oder in Schuß nehmen“, auch den nicht reichsunmittelbaren „Geistlichen ihre Renten, Zinse und Einkommen, deren sie zur Zeit des Regensburgischen Abschieds in Posses gewesen“ nicht vorenthalten, nur daß davon die „Ministeria der Kirchen, Pfarren und Schulen, auch Almosen und Hospitäler unterhalten würden, ohngeachtet wes Religion die seien“. Endlich, daß die Prozesse am Reichskammergericht gegen die Augsburgischen Konfessionsverwandten weiter suspendiert sein und bis zum nächsten Reichstag Unterhalt und Besetzung

des Gerichts mit tüchtigen Beisitzern vorbereitet werden sollten, wiederum „unangesehen, welches Teils Religion die seyen“.

Nicht so sehr in den ja durch das Konzil befristeten Zugeständnissen des Friedens und der Nutzung geistlicher Güter, als in der für den nächsten Reichstag ins Auge gefaßten christlichen Reformation und in der Parität „beider Religionen“ war in der Tat der streng katholische Standpunkt durch den Kaiser aufgegeben. Aber hatte er sich damit wesentlich von der Linie entfernt, die er seit Jahren innegehalten hatte? Seine Regierung glaubte 1524 die damals geplante Nationalversammlung verbieten zu müssen; aber unter anderen Umständen hatte er sie selbst erwogen. Und war er in der Instruktion für Held und in den Drohungen gegen Farnese nicht schon mindestens so weit gegangen wie jetzt?

Kein Wunder, daß die römische Kurie sich entrüstete. Am 24. August erging das berühmte Tadelsbreve gegen diesen Reichstagsabschied, das den Plan der Nationalversammlung, den Gedanken einer kaiserlichen Interimsregelung und die Preisgabe der Kirchengüter als Eingriffe in die geistlichen Rechte auf das schärfste verurteilte. Dem Kaiser rückte das höchst salbungsvolle päpstliche Breve seine Vorgänger Konstantin und Karl den Großen als rühmliche Vorbilder vor Augen (in deren Bahnen Karl V in Wahrheit durchaus blieb) und beschwor ihn, nicht den gottlosen Nero, Domitian, Heinrich IV und Friedrich II zu folgen; sonst werde es ihm und seinen Reichen gehen, wie den Juden und Griechen, über die Gottes Strafgericht hereingebrochen sei.

Die Stimmungen und Ereignisse der Jahre 1526 und 1527 schienen wiederzukehren. Damals traten die Sekretäre Gattinaras als Publizisten gegen das Papsttum in die Schranken. Jetzt waren es Luther und Calvin, die des Kaisers Verteidigung übernahmen. Die geschulte Dialektik Calvins hielt dem Papste einen blanken Spiegel hin und zeigte ihm schonungslos die historischen und moralischen Schwächen des Breve. Gröber griff Luther zu, den der Kanzler Brück zunächst zurückhalten wollte, mit der „Baumart zuzuhauen“. Aber es gehörte nun einmal zu dem Übermaß verhängnisvoll glücklicher Fügungen im Leben des Kaisers, daß er Hilfe fand, die er nicht gerufen hatte, vielmehr innerlich verwarf. Seinerseits ließ er dem Papste sagen, Inhalt und Form des Breve beträfen zu sehr seine Würde und sein Ansehen, als daß er es angemessen finde, darauf einzugehen.

Ob der Kaiser bei seiner Fahrt durch die Lombardei ein Zusammenwirken mit Andrea Doria und dem Marchese del Vasto von der See und von Piemont aus nach Frankreich hinein erwogen hat, wie das dem großen Plan entsprochen hätte, wissen wir nicht. Jedenfalls sahen sich hier, wie im Luxemburgischen, die Kaiserlichen inzwischen in die Verteidigung gedrängt. Der Herzog von Enghien hatte (mit türkischer Hilfe) Nizza erobert, dann die Alpen überschritten, einigen Raum gewonnen und zuletzt die Wendung auf Carignan südlich Turin genommen. Der Marchese suchte da dem tapferen Pirro Colonna zu Hilfe zu kommen, rückte von Osten heran, stieß aber unerwartet auf der Straße nach Commariva nahe dem kleinen Orte Ceresole am 14. April 1544 auf die Armee des Herzogs und erlitt eine sehr blutige Niederlage.

Die Franzosen konnten diesen Erfolg nicht ausnutzen, weil ihnen das Geld fehlte, die Schweizer zu besolden. Ein Vorstoß des Peter Strozzi bald nachher auf Mailand schlug fehl und führte zu seiner Niederlage bei Serravalle an der Scrivia südlich von Tortona. Die aus dem Verkauf von Marano an Venedig erzielten 350 000 Dukaten waren damit umsonst vertan. Enghien und del Vasto schlossen Frieden, und die Stellung der Kaiserlichen blieb um so mehr gesichert, als im Sommer die Franzosen alle Kräfte notgedrungen in den Norden zogen. König Franz prahlte schon, er werde dem Kaiser fünfzig Landrecys entgegenstellen.

Allein noch während des Speyerischen Reichstages hatten die Operationen mit der Wiedereroberung Luxemburgs durch Ferrante Gonzaga und den aus französischen Diensten zum Kaiser übergetretenen Wilhelm von Fürstenberg begonnen. Am 6. Juni konnten sie einziehen. Sodann sammelte der Kaiser die Haupttruppenmasse bei Metz, um von hier aus durch das Gebiet der Bistümer und das Herzogtum Lothringen, dessen alter Herzog am 14. Juni gestorben war, auf Ligny und Commercy an der Maas und weiter auf die Marne vorzurücken. Die Heerschau in Metz war glänzend. Umgeben von seinen spanischen und italienischen Heerführern, deutschen Herren und Kriegsobristen musterte der Kaiser 3000 italienische, 4000 deutsche Reiter, zum Teil unter Führung der jungen Fürsten, je 8000 Knechte unter Fürstenberg und Bemelberg, je 6 bis 7000 Spanier und Niederländer, dazu 62 Geschütze mit 3500 Pferden, 1400 Pioniere, 200 Wagen zu je 8 Pferden, 70 Boote auf Wagen mit ihrer Besetzung, insgesamt über 40 000 Mann.

In Metz weilte der Kaiser vom 17. Juni bis zum 6. Juli, empfing auch seine Nichte, die junge Herzogin von Lothringen, und vollzog am 21. Juni ein neues sehr bemerkenswertes, früher unbekanntes Codicill zu seinen Testamenten in spanischer Sprache, besiegelt von seinen Sekretären Vidiaquez und Bave. Es beginnt mit einer heftigen Absage an den König von Frankreich und alle früheren durch die französische Treulosigkeit und Türkenfreundschaft hinfällig gewordenen Familienpläne. Statt ihrer suchte der Kaiser das Heil seines Hauses jetzt in dem engsten Anschluß an die österreichische Linie durch die Ehe der Infantin Maria mit dem ältesten Sohne des Königs Ferdinand. Nur für den Fall, daß Philipp seiner Schwester Maria die Niederlande abtrete, solle sie den zweiten Sohn Ferdinands ehelichen, es sei denn, daß Philipp keine Erben habe und Maria die Nachfolge in Castilien und Aragon zufalle. Dann solle der zweite Sohn Ferdinands die zweite Tochter Karls heiraten und damit eine Verteilung der habsburgischen Länder eintreten, wie sie jetzt zwischen Karl und Ferdinand bestand; allerdings mit dem bemerkenswerten Unterschiede, daß dann die jüngere Linie mit Osterreich und dem Reich auch die Niederlande erhalten sollte, deren Verbindung mit Spanien für eine Frau unhaltbar sei. Karl gefiel sich weiter in einer derartig ausgeklügelten Kasuistik, kaum ein Vierteljahr bevor er das alles wenigstens auf Zeit doch wieder umstoßen sollte.

Am meisten bezeichnend für die ernste Stimmung, mit der Karl jetzt in seinen größten Krieg zog, daß er wie in den Testamenten für Philipp auch in diesem Codicill Vorkehrungen traf für den Fall seines Todes im Felde. Dann sollten Philipp und gegebenenfalls Maria, ohne Rücksicht auf ihr Alter oder Marias ledigen Stand sofort erb- und regierungsfähig sein.

Mittlerweile waren die Truppen in der Richtung auf die Marne vorgezogen. Der Kaiser folgte ihnen über Pont à Mousson, Toul, Pagny an der Maas, nachdem Commercy als Schlüssel des Maasüberganges besetzt war, über Ligny am Orvain, südlich Bar le Duc, auf St. Dizier an der Marne. Es war ein Vormarsch von gut hundert Kilometern, bis man auf den ersten ernstlicheren Widerstand stieß. Man erfuhr, daß die französische Hauptarmee in unbekannter Stärke noch weiter Marne abwärts bei Jaalons zwischen Chalons und Epernay stehe.

St. Dizier mußte in planmäßiger Belagerung mit Laufgräben, Batterien und Minen sturmreif gemacht werden. Dabei wurde gleich in den ersten Tagen der junge René de Chalon, Prinz von Oranien und Erbe von Nassau, in den Laufgräben durch eine feindliche Kugel in der Schulter lebensgefährlich ver-

wundet; er starb am 21. Juli. Während man die Festung umzingelt hielt und sich in erfolgreichen Streifen sicherte und verpflegte, erfuhr man von dem weiter Marne abwärts gelegenen Vitry so heftige Belästigungen, daß der Kaiser diese Stadt durch eine besondere Expedition unter Moriz, Markgraf Albrecht, Este und Fürstenberg am 23./24. Juli nehmen ließ. Dabei kam es zu einem erfolgreichen Reitergefecht außerhalb der Mauern und dann ohne allzu große Mühe zur Besetzung von Vitry selbst, wo Este die Standarte des Kommandeurs Brissac erbeutete.

Auch die Besatzung von St. Dizier bot endlich am 9. August ihre Kapitulation an, falls sie nicht binnen acht Tagen Hilfe erhielt. Da diese nicht erfolgte, schritt sie am 17. August zur Übergabe gegen freien Abzug unter Zurücklassung der Artillerie und Munition. Damit war der Kaiser Herr der mittleren Maas und Marne.

Aber er stand erst knapp halbwegs Paris, das immer deutlicher sein Ziel wurde, hatte vor sich noch das verschanzte französische Heer und wachsende Schwierigkeiten der Verpflegung. Vor allem wäre ihm wichtig zu wissen gewesen, wie weit der König von England, der von Calais bis Paris ungefähr dieselbe Strecke zu durchmessen hatte wie der Kaiser von Metz her, inzwischen gediehen sei. In Wirklichkeit lag der König noch immer vor Boulogne. Aber das wußte der Kaiser nicht. Zunächst hieß es für ihn: weiter auf Paris! Er erwog zwischendurch Unternehmungen auf Troyes, Reims oder Ste. Menehould an der oberen Aisne. Sehr ernst rekonnozierte er Chalons auf eine etwaige Belagerung, gab sie aber als zu schwierig und zeitraubend auf und beschloß den weiteren Vormarsch „in das Herz dieses Landes“, da er damit auch der Verpflegungs- und Besoldungsschwierigkeiten am ehesten Herr zu werden hoffte.

Über la Chaussée gelangte die Armee in einem anstrengenden Nachtmarsch vom 2. auf den 3. September an Chalons vorbei immer in der Richtung auf Paris Marne abwärts nach Ay und Epernay. Der Versuch eines Marneübergangs und Angriffs auf eine neue französische Stellung wurde wieder abgebrochen. Man eilte vorwärts, die leichten Reiter erkundeten schon bis Meaux.

In Paris gab es eine Panik. Viele flüchteten, und es bedurfte der ganzen Autorität des im Felde nicht mehr brauchbaren, aber für seine Pariser doch noch eindrucksvollen Königs, um die Gemüter zu beruhigen.

Inzwischen bahnten sich nun aber höchst aussichtsvolle Verhandlungen an, die in kaum vierzehn Tagen zu dem lange so geheimnisvollen Frieden von Crépy führten.

Der Kaiser war während der letzten Wochen in der äußersten Anspannung, da die Entscheidungen über die militärischen Operationen, die überfühn vorwärts getrieben waren, in unausgesetzter Wechselwirkung standen mit dem Gang der Besprechungen. Gonzaga und Granvelle taten es ihm gleich an Umsicht und Festigkeit in der Behandlung der ersten Friedensfühler und der späteren sehr verwickelten Präliminarien. Über alles dieses unterrichteten uns neben den Letzten des Friedens selbst am besten die sehr ausführlichen und rückhaltlosen Berichte an die Königin Marie; sie stützen die Chronik des Busto.

Am 20. Juli schrieb der Kaiser zuerst von einem Versuch des Kardinals von Lothringen, der keine Folgen hatte, dem Kaiser aber Gelegenheit gab auszurechnen, daß er vor dem 25. September nicht auf neue Geldmittel rechnen könne, und daß es gut sei, inzwischen eine Waffenruhe vorzubereiten, am besten von den Engländern her. In weitgehender Resignation glaubte er nicht an die Möglichkeit eines wirklichen Friedens. Merkwürdigerweise aus den Gründen, die in Wirklichkeit gerade zum Frieden führen sollten. Er mußte längst aus intimen Mitteilungen vom französischen Hofe, daß das Verhältnis zwischen dem König und seinen Söhnen, besonders zwischen diesen beiden, dem jetzigen Dauphin, früheren Herzog von Orléans, und dem Herzog von Orléans, der vor dem Tode seines ältesten Bruders den Titel Angoulême geführt hatte, herzlich schlecht war. Viele, wohl auch der Dauphin, wünschten Orléans mit der Erbin von Navarra zu verheiraten. Dieser selbst aber erklärte wiederholt, er wolle nicht für immer in Frankreich der zweite sein, lieber eine kleine Herrschaft im Ausland erwerben. Deshalb war er der Kandidat der Farnese, deshalb auch immer wieder williges Objekt der habsburgischen Heiratspolitik, von Eleonore offenbar darin bestärkt.

Am 30. Juli erschien der erste Kämmerer des Herzogs, der Bailli von Dijon, ein Herr von Billers, bei Granvelle mit Vorschlägen zur Verbindung des Herzogs mit der Infantin und beider Belehnung mit Mailand. Granvelle lehnte rundweg ab, hielt aber die einmal angeknüpften Fäden fest, als sich herausstellte, daß der Bailli mit Vorwissen des Königs kam. Von seinen Prahlereien, daß der König Mitte August gewaltig verstärkt werde, ließ man sich nicht täuschen. Als Billers von der Ehe zwischen Orléans und dem Hause d'Albret sprach, lobte man diese, was ihn völlig verwirrte. Aber der Kaiser merkte doch, daß sich Aussichten öffneten und ließ seine Schwester Marie die ihr schon anbefohlene Praktik wegen Einfädelung einer Waffenruhe durch die Engländer einstellen. Die Kaiserlichen waren ihrer Sache zunehmend sicherer geworden. Einen Fühler des Grafen Brienne beantwortete man mit dem Hinweis auf die für Frankreich sehr ungünstige europäische Lage.

Bald knüpfte der Admiral von Frankreich Annebault selbst an, fand freilich das erste Geleit zu schwach und schickte zunächst nur den Dominikaner Guzman. Zeitig erschien auch der königliche Sekretär Aubespine, der am 31. August zum zweiten Male eintraf, nachdem der Kaiser spätestens am 29. das endgültige Geleit für Annebault und einen Ratspräsidenten vollzogen hatte. Am selben Tage gab er auch Gonzaga und Granvelle Vollmacht. Die Konferenzen spielten sich ab zu St. Amand, ein wenig nördlich der Marne zwischen Vitry und Chalons. Hier wurden wieder die Ehen zwischen Orleans und Habsburg, Margarete und dem Kaiser vorgeschlagen, doch blieb man schon nicht auf der Stufe von Aiguesmortes, sondern erörterte ernsthaft Friedensbedingungen großen Stils, Austausch der Eroberungen, Verzichtleistung auf das Strittige und politische Zusammenarbeit. Alles drängte also auf eine Kombination von Cambrai und Aiguesmortes. Man verabredete beiderseits neue Informationen und Wiederaufnahme der Verhandlungen am 8. September.

Inzwischen traf ein eigenhändiges Schreiben der Königin Eleonore vom 1. September aus Amboise beim Kaiser ein, politisch bedeutungslos, aber doch ein Stimmungsbild vom französischen Hofe. Es sei ihr, schrieb sie dem Bruder, schier unmöglich, ihm zu sagen, wie überglücklich sie die Nachricht mache, daß wirklich Verhandlungen zwischen ihm und ihrem Herrn dem Könige eingeleitet seien. Sie werde den König um Erlaubnis bitten, sich demnächst zum Kaiser zu begeben, und danke Gott, daß er ihr heißes Flehen erhört habe. Auch der Kaiser möge die Größe des Augenblicks empfinden, da sie, die beiden großen Monarchen, sich vor dem allerhöchsten Herrn zu seinem Dienst vereinigten! Sie hoffe, daß dieser neue Friede wirklich fest und dauernd bleibe und empfehle den Admiral als einen Mann von Treue und Ehre.

Unter solchen Umständen erfolgten in den Tagen vom 6. bis zum 10. September die eigentlichen Entscheidungen. Am 10. verließ der Kaiser das Marne-tal und bog nordwärts nach Soissons ab. Vorher, am 7., hatte er den Bischof von Arras zum Könige von England gesandt, noch in der Fiktion völliger Handlungsfreiheit, aber mit dem sehr bestimmten Begehren, entweder sofort gleich ihm auf Paris zu ziehen oder seine Zustimmung zu Verhandlungen zu geben. Auf die Rückkehr dieses Boten sollte man lange und fast verzweifelt warten. Als er endlich am 19. September wieder eintraf, war alles erledigt.

Aber zwischendurch ging es oft heiß her. Dreimal, schrieb Karl an Marie, sei man dem Abbruch ganz nahe gewesen. Um Einzelheiten, wie um Hesdin, habe man hitzig gekämpft; die Unterhändler behaupteten, die Preisgabe könne man dem Dauphin nicht zumuten. In der Tat hier lag, wie Karl früh geahnt

hatte, das Hauptproblem — einen Frieden zustande zu bringen, der den König, den Dauphin und Orléans gleichzeitig befriedigte. Der Herzog von Orléans sollte die Früchte des Friedens pflücken, der König brauchte und wollte den Frieden; den Dauphin mußte man schonen; in der Tat hat er später protestiert. Aber der Friede wurde geschlossen.

Und zwar in doppelter Form. Zunächst in einem großen offensiblen Friedensinstrument, in dem die alten Bestimmungen von Madrid und Cambrai, ohne ausdrückliche Bezugnahme darauf, wörtlich verarbeitet waren mit den Punkten, auf die es jetzt ankam. Und das waren: eine Türkenhilfe Frankreichs mit 10 000 Mann und 600 schweren Reitern, Restitution alles dessen, was beiderseits seit der Waffenruhe von Nizza 1538 erobert war, Rückgabe und Schließung auch des lothringischen Stenay, Heirat des Herzogs von Orléans mit der Infantin, um mit ihr nach dem Tode des Kaisers die Niederlande zu erben — oder mit der jetzt sechzehnjährigen Erzherzogin Anna von Österreich, die ihm nach Vollzug der Ehe in Jahresfrist Mailand zubringen sollte. Die Entscheidung über diese Alternative wollte der Kaiser in vier Monaten geben, da er dazu erst den Prinzen Philipp und Ferdinand fragen müsse.

Die Arbeit an diesem sehr umfangreichen Aktenstück zog sich natürlich über Lage hin, und man ist erstaunt, daß es überhaupt in einer guten Woche zu Papier gebracht werden konnte. Um so mehr als nach beachtenswerten Nachrichten auch noch Abmachungen in bezug auf Streitigkeiten um Nordamerika zustande kamen. Neben den französischen Piraten, denen schon einmal eine kostbare Sendung des Hernando Cortes zum Opfer gefallen war, beklagten sich die Spanier über Eingriffe in ihre kolonialen Rechte durch die neuerdings wieder unternommenen Versuche des Jacques Cartier und des Gouverneurs Roberval, in Canada Fuß zu fassen. Jetzt verzichteten die Franzosen ausdrücklich auf die Fortsetzung dieser Politik und versicherten in einem besonderen Aktenstück, daß sie „fortan die Rechte der Spanier und der Portugiesen auf alle indischen Länder“ respektieren würden.

Die Hauptsache blieb aber doch der schon von den Zeitgenossen vergebens umspürte Geheimvertrag von Crépy, den wir seit kurzem im Wortlaut kennen. Darin wurde ausdrücklich die Hilfe des Königs von Frankreich zur Abstellung der Mißbräuche in der Kirche, zur Beschickung des Konzils (sehr lehrreich in Trient, Cambrai oder Metz), sowie zur Zurückführung der deutschen Protestanten in den Schoß der Kirche feierlich versprochen. Sollte dieses nur mit Gewalt möglich sein, dann mit dem gleichen Aufgebot, wie es im Hauptvertrag für die Türkenhilfe vorgesehen war. Weiter, Hilfe zur Rückgabe von

Marano, von Savoyen und der „kaiserlichen“ Stadt Genf an den Herzog, auch hier zur Herstellung des wahren Glaubens. Endlich die Verpflichtung, keinen Frieden mit England einzugehen ohne den Kaiser, ja, schlimmstenfalls dem Kaiser gegen England zu helfen.

Am 18. September traf die Nachricht von dem Falle von Boulogne ein, der am 14. erfolgt war. Das war vielleicht der letzte Druck auf die Franzosen zum Vollzug der Verträge. Die Ausfertigung des Geheimvertrages durch König Franz in Meudon vor Paris hat das Datum des 19. September. Am selben Tage schrieb Karl an Marie aus Crépy nahe bei Laon, daß er dieses Aktenstück, das eine einseitige Verpflichtung des Königs enthielt, in der authentischen Form durch den Herzog von Orléans soeben erhalten habe. Der Geheimvertrag nennt als Tag des Abschlusses schon den 14. September. Damals war der Kaiser noch in Soissons, und der Text des offensiblen Vertrages im Nachlaß des Viglius van Zwijchem in Göttingen hat in der Lat die Bemerkung „aufgesetzt in der Abtei St. Nicolas in den Weinbergen bei Soissons, aber signiert in Crépy unter dem 18. September“. Vom Kaiser beschworen wurde der Vertrag am 19. September. Anscheinend hatte man beiderseits diesen Tag als Termin für die Unterzeichnung verabredet.

Am 20. Juli hatte der Kaiser seiner Schwester geschrieben, seine Mittel würden nur noch bis zum 25. September reichen. Genau eine Woche vorher stand er am Ziel. Und das war nun doch etwas anderes als Tunis oder Venloo! Jetzt brachte er Madrid (wenn auch ohne Burgund) und Cambrai mit all ihren Verzichtleistungen aus eigener Kraft heim. Jetzt erstreckte sich zum ersten Male die Abmachung auch auf die überseeischen Lande und die Kirchenpolitik. Jetzt war er zum ersten Male auch gegenüber Frankreich selbst Soldat, Feldherr, Diplomat und Kaiser. Denn so hieß es im Geheimvertrag, daß der König dem Kaiser helfen wolle zur Zurückführung der Abgewichenen und zur Reformation der Kirche, „da das eine Angelegenheit seiner Hoheit und kaiserlichen Würde“ sei. Der König werde dazu helfen, sofort oder so oft der Kaiser rufe, wenn es sein müsse, auch in Waffen „auf Erfordern des Kaisers“.